

ROSE DANIEL

WELT DES FRIEDENS

WIE VIEL BIST DU WERT?

Roman

Copyright © 2023 by



RoseRed Verlag
Breite Str. 49
50170 Kerpen

Web: www.rosered-verlag.de
E-Mail: info@rosered-verlag.de

2. Auflage, überarbeitete Ausgabe, 2024


Lektorat: Svetlana Kramer
Korrektur: Heidrun Launicke
Layout, Satz: Sabine Albrecht
Umschlag, Illustration: Lars Seiffert

Der Songtext stammt aus:
SHE von Herbert Kretzmer & Charles Aznavour
Essex Musikvertrieb GmbH Hamburg

ISBN 978-3-910729-05-6

Alle Rechte vorbehalten.

*Für meine Familie, die meinen wahren Wert kennt
und ihn täglich durch ihre Liebe steigert.*



PROLOG

Es hatte sie viel Überwindung gekostet, ihn anzurufen. Sie wollte ihm nicht das Gefühl geben, seine Gutmütigkeit auszunutzen, wo sie einander vor zwei Wochen noch nicht einmal gekannt hatten. Nach längerer Überlegung wusste sie jedoch nicht, wer ihr sonst in dieser schrecklichen Lage helfen könnte.

Jetzt saß er auf ihrem Sofa, stützte den Kopf mit den Händen ab, und starrte ins Leere. Schon allein seine Anwesenheit gab ihr ein Gefühl von Zuversicht.

»Wie viel Zeit ist schon vergangen?«, fragte er nach.

Sie schaute aus dem Fenster in die dunkle Nacht hinaus. Ihre Augen waren rot von den vergossenen Tränen.

»Zweiunddreißig Stunden, etwas mehr vielleicht.«

Er blickte auf das Callpad an seinem Handgelenk. Es war kurz nach Mitternacht.

»Wieso hast du mich nicht früher angerufen?«

»Was hätte das an der Situation geändert?« Es war unnötig, ihm zu erklären, dass sie fast um die ganze Welt gereist war, um nach einem möglichen Ausweg zu suchen. Ohne Erfolg.

Sie sah genauso erschöpft aus, wie sie sich fühlte. Ganz anders als noch am Nachmittag, wo sie gemeinsam unbeschwert gelacht hatten.

Als die Welt noch in Ordnung war.

Er sprang von seinem Platz auf und nahm sie in die Arme. So standen sie einige Minuten ratlos vor dem Fenster.

Herz an Herz.

»Wir haben noch vierzig Stunden, um ihren Wert wiederherzustellen«, versuchte er, sie zu trösten.

»Aber wie? Niemand ist bereit, uns zu helfen. Alle haben Angst, sich gegen das Gesetz zu stellen.«

Er wischte ihr eine Träne von der heißen Wange.

»Das stimmt nicht! Ich werde euch helfen.«

Er nahm ihr Gesicht in beide Hände, so dass sie ihn ansehen musste, und schaute ihr tief in die Augen.

»Du musst nicht allein hier durch. Ich will, dass du das weißt.« Er schenkte ihr ein warmes Lächeln.

Langsam beruhigte sie sich wieder. Seine Worte waren wie Balsam für ihre verletzte Seele.

Was würde sie nur ohne ihn tun?

Sie blickte zur Schlafzimmertür, dann zog sie einen gefalteten Zettel aus der Hosentasche und flüsterte: »Dieser Mann kann ihr vielleicht eine neue Identität besorgen.«

Er warf einen flüchtigen Blick auf die Notiz. »Worauf warten wir dann noch?« Dann trat er einen Schritt zur Seite, bereit aufzubrechen.

»Das ist nicht ganz ungefährlich«, warnte sie ihn vor. »Genauer gesagt, es ist nicht legal.«

Sie machte eine kurze Pause, um seine Reaktion zu beobachten. Wieso sollte er sein Leben für sie riskieren? Das konnte sie nicht von ihm ver –

Völlig unerwartet zog er sie zu sich und gab ihr einen zärtlichen Kuss auf den Mund.

Als wäre es das Selbstverständlichste der Welt.

Als hätte er das schon zig Male zuvor getan.

Er wurde puterrot und schaute sie ein wenig schüchtern an.

Für sie kam der Kuss so überraschend, dass sie nicht wusste, wie ihr geschah. Ihre Beine fühlten sich an wie Pudding und ihr Herz pochte wild. Es war lange her, dass sie das letzte Mal die Lippen eines Mannes auf ihren gespürt hatte. Viel zu lange ...

Peinliche Stille.

Irritierte Blicke.

Und was jetzt?

»Äh tut mir leid«, stammelte er verlegen. »Ich weiß nicht was ...«

Noch bevor er den Satz zu Ende bringen konnte, presste sie ihre Lippen erneut auf seine.

Es war ein langer, leidenschaftlicher Kuss, der sich einfach richtig anfühlte und sie für einen kurzen Augenblick völlig vergessen ließ, in welcher ungeheuren Situation sie steckte.





KAPITEL

1

Grelles Sonnenlicht strahlte durch die riesige Glaskuppel direkt in die Großraumhalle hinein, in der Menschen verschiedener Herkunft und Altersgruppen, zum Teil hektisch, zum Teil ohne jegliche Eile, herumliefen. An allen Seiten sammelten sich lange Warteschlangen nebeneinander vor den einzelnen Schiebetüren, die in quadratische 1,5 Meter breite Räume führten: den Space Shuttles. Auch wenn man damit noch nicht in den Weltraum fliegen konnte, wurde die neuste technische Errungenschaft stolz mit »Space« betitelt.

Ein Mann im Anzug, in der ersten Reihe, betrat eines der Shuttles und die elektrischen Türen schlossen sich hinter ihm. Nur ein schmaler blauer Lichtstrahl, der aus dem unteren Schlitz am Boden aufleuchtete, ließ erkennen, dass sich im Inneren etwas tat. Der Shuttle selbst bewegte sich nicht.

Als sich die Türen wieder öffneten, war der Mann verschwunden. Ein Teenager, der als Nächster an der Reihe war, trat gähmend nach vorne.

Weiter hinten in der Schlange stand Amalia Thomson, eine junge schlanke Frau Anfang zwanzig, in hellblaue Jeans und schlichtes weißes T-Shirt gekleidet. Um ihre Hüften hing ein zusammengebundener Baumwollpullover, hinter dem Rücken ein gelber, vom vielen Tragen leicht ausgebleicher Rucksack, auf dem unübersehbar »Drama Queens« abgedruckt war. Ihre kastanienbraunen welligen Haare waren mit einem Haargummi zu einem langen Zopf gebunden. Außer leichtem Mascara und etwas Rouge war sie kaum geschminkt. Trotz des fehlenden Glamours strahlte sie eine jugendliche Schönheit aus. Darüber war sich Amalia jedoch nicht bewusst. Mit dem Begriff »schön« hätte sie sich selbst nicht beschrieben.

Seufzend schaute sie zur Glaskuppel hoch. Mit grünem LED-Licht wurde eine Weltkarte auf die ganze Fläche projiziert, die die aktuelle Uhrzeit in den jeweiligen Ländern anzeigte. Sekunden später wechselten die Zahlen zu der entsprechenden Temperaturangabe.

Amalia richtete ihren Blick auf einen Punkt weiter westlich auf der Karte und blieb an dem Bundesstaat Illinois hängen. Die Temperatur lag dort bei dreizehn Grad. Sie verzog das Gesicht, löste den Pulli von der Hüfte und streifte ihn sich über.

Hinter ihr, in einiger Entfernung, hing eine große deutsche Flagge. Darüber stand in riesigen Druckbuchstaben auf einem drei Meter breiten Schild: »Willkommen in Berlin«. In unmittelbarer Nähe stand ein völlig ausgeschlachtetes Musterexemplar eines Flugzeuges der Virgin Atlantic Boeing 747-400, das wie ein riesiger sezierter Körper wirkte. Einige Kinder tobten zwischen den Sitzen herum, während ihre Eltern verzweifelt versuchten, sie daran zu hindern, sich irgendwo zu stoßen.

Dieses Ausstellungsstück wurde, wie Amalia eine Woche zuvor in Erfahrung bringen konnte, aus dem »James Hall Museum of Transport« für altertümliche Transportmittel in Südafrika hierher befördert, um einmal mehr daran zu erinnern, wie dankbar alle Bürger für die Weiterentwicklung der Technologie sein durften. Denn sie mussten sich nicht, wie ihre Vorfahren, stundenlang mit hunderten von Leuten in so eine enge Kiste quetschen.

Amalias Urgroßmutter hatte ihr zu ihren Lebzeiten haargenau geschildert, wie umständlich es gewesen war, von einem Land in ein anderes zu reisen. Obwohl Uroma Greta damals noch ein Kind war, konnte sie sich detailliert daran erinnern, wie nervig es war, über mehrere Stunden am gleichen Fleck angeschnallt sitzen zu bleiben, und wie schlecht ihr immer bei der Landung wurde. Ganz zu schweigen von der Langeweile.

Man hätte damals über zehn Stunden benötigt, um von Deutschland in die USA zu reisen. Innerhalb Europas, wie die Leute die damaligen Kontinente nannten, ging es zwar etwas schneller, umständlich war es aber trotzdem, wenn man nicht an der Grenze zu einem anderen Land lebte. Und damit war es den Menschen fast unmöglich, in Deutschland zu leben und gleichzeitig woanders zu arbeiten. Jetzt hingegen reiste Amalia, außer sonntags, täglich in die Staaten. Dort befand sich nämlich einer ihrer drei auf der Welt verstreuten Arbeitsplätze.

Erleichtert atmete sie auf und bedankte sich im Geiste bei der Forschung, dass ihr diese Erfahrung – wie eine Sardine in der Büchse namens Flugzeug zu sitzen – erspart geblieben war. Das sezierte Musterstück erfüllte somit seinen Zweck.

Noch immer in Gedanken versunken blieb ihr Blick, als sie im Fluss der Warteschlange weiterging, plötzlich an einer etwa achtjährigen Asiatin hängen. Diese stand einige Reihen weiter vorne dicht hinter einem korpulenten Mann und fummelte an seiner Aktentasche herum. Vorsichtig steckte sie

schließlich ihre Hand hinein und zog nach kurzem Herumwühlen ein silbernes Döschen heraus, das wie ein Schmuckkästchen aussah. Nach einem raschen Blick ins Innere ließ sie es zufrieden unter ihrem Oberteil verschwinden.

Entsetzt sah Amalia ihr dabei zu, wie sie mit kleinen, hastigen Schritten aus der Schlange herauseilte, ohne dass ihr irgendjemand Beachtung schenkte.

Waren denn alle blind? Das durfte sie nicht einfach so zulassen. Es war nicht nur so, dass der ahnungslose Mann hinterlistig bestohlen wurde, sondern was sollte denn mal aus diesem Kind werden? Es gehörte zur nächsten Generation. Irgendjemand musste es daran hindern, den falschen Weg einzuschlagen, solange es noch nicht zu spät war.

Amalia drehte sich einmal um die eigene Achse.

Wo waren bloß die Keeper, wenn man sie brauchte?

Doch der einzige grün uniformierte Mann, den sie neben einem der Space Shuttles erkannte, stand in zu großer Entfernung, um einzuschreiten.

Währenddessen huschte die kleine Asiatin durch die Menschenmenge und blickte dabei triumphierend in die Ferne, wo sie bereits erwartet wurde. Ihr Lächeln wechselte jedoch schnell zu einem erschrockenen »Ah!«, als sie von hinten am Arm gepackt wurde. Abrupt blieb sie stehen und schaute über ihre schmale Schulter nach hinten.

Amalia beugte sich vor und blickte mit zusammengezogenen Brauen in die unschuldigen Kinderaugen.

»Wer hat dir das Stehlen beigebracht?«, fuhr sie das Mädchen an.

Das Kind antwortete nicht, sondern versuchte, sich stattdessen von Amalias Griff zu lösen, doch vergebens. Diese steckte die freie Hand unter das Oberteil der jungen Diebin und zog das gestohlene Döschen hervor. Demonstrativ hielt sie es in die Höhe.

»Wirst du freiwillig sagen, für wen du arbeitest, oder soll ich die Keeper rufen?«

Hastig schüttelte das Mädchen den Kopf und sprach mit zittriger Stimme auf Koreanisch.

Amalia zog irritiert eine Braue hoch, erinnerte sich dann, dass sie vergessen hatte, ihren Translator einzuschalten, und drückte sofort auf einen unauffälligen Knopf an dem hautfarbenen Hörgerät, das in ihrer rechten Ohrmuschel befestigt war. Es ertönte ein Signalton.

»Also, wirst du jetzt reden oder nicht?«, beharrte sie weiter.

Das Mädchen sprach erneut auf Koreanisch, nur wurden ihre Worte diesmal von einer computergenerierten Stimme simultan in Amalias Ohr ins Deutsche übersetzt: »Bitte Miss, nicht die Keeper rufen!«

Amalia versuchte, sich von der unschuldigen Miene nicht täuschen zu lassen. »Sag mir erst, für wen du arbeitest!«

Die Augen des Mädchens glänzten bereits feucht als sie »Für niemanden, Miss« stammelte.

Enttäuscht schüttelte Amalia den Kopf. »Wie sollst du jemals lernen, deinen eigenen Wert zu steigern, wenn du schon in so jungen Jahren die sozialen Werte missachtest?«

Das Mädchen schaute sie verständnislos an. Amalia betrachtete währenddessen den Chip, der in die winzige Hand implantiert war.

»Haben dir deine Eltern nicht beigebracht, dass man nicht stehlen soll?«

Der Blick des Mädchens schweifte an Amalia vorbei. Intuitiv drehte sich diese um und entdeckte an einer der Säulen eine junge Frau, ebenfalls asiatischen Ursprungs, mit einem Säugling im Arm. Als sich ihre Blicke trafen, versteckte sich die Fremde hinter der Säule.

Schlimmer noch als delinquente Kinder fand Amalia Eltern, die ihre Sprösslinge zu solch einer Tat anstifteten.

»Das ist ja widerlich. Solche Eltern gehören weggesperrt!«, äußerte sie voller Empörung.

Durch die Ablenkung lockerte sich ihr Griff und das Mädchen nutzte die Gelegenheit, riss sich los und lief davon. Amalia überlegte kurz, ob sie ihr nachrennen sollte, wollte aber in der Öffentlichkeit nicht negativ auffallen. Das war die ganze Sache nicht wert.

Sie entdeckte erneut den Mann in blattgrüner Soldatenuniform nun in unmittelbarer Nähe. Wie alle Wächter trug er auf einer Seite seines Gürtels einen kompakten Scanner bei sich, auf der anderen eine Taser-Pistole. Das war nichts anderes als ein Elektroimpulsgerät mit effektiver, jedoch langfristig ungefährlicher Stromschlag-Wirkung bei Gefahrensituationen.

Mit schnellen Schritten marschierte sie auf ihn zu.

»Weltfrieden, Sir!«

Der Mann wandte sich ihr zu: »Weltfrieden, Miss!«

Suchend blickte Amalia zwischen den Leuten hindurch in der Hoffnung, das Mädchen zu entdecken. »Ich habe einen Diebstahl zu melden.« Sie hielt ihm das silberne Döschen entgegen. »Das wurde dem Mann da drüben gestohlen.«

Mit ausgestrecktem Arm deutete sie hinter sich, bemerkte dann aber an dem verwunderten Blick des Keepers, dass der ursprüngliche Besitzer schon längst nicht mehr da war. Ein enttäuschtes Seufzen folgte. »Ich bin wohl zu spät.«

Der Keeper betrachtete das Döschen in ihrer Hand. »Na, zeigen Sie mal her!« Kaum hatte er hineingeschaut, sah sie ihn schmunzeln. »Ich denke, der Besitzer wird den Verlust verkraften.« Er reichte ihr das Döschen zurück.

Als auch Amalia den Inhalt sah, schoss ihr die Röte ins Gesicht. Es war ein Haselnuss-Sandwich, dessen Geruch ihr nun intensiv in die Nase stach.

Der Keeper versuchte, den peinlichen Moment mit dem Kommentar »Lassen Sie es sich schmecken, Miss« zu

überspielen, doch Amalia konnte nicht darüber lachen. Beschämt senkte sie den Blick.

»Gut, dass wir solche vorbildlichen Bürger wie Sie haben«, fügte er amüsiert hinzu und wandte sich mit einem beiläufigen »Weltfrieden!« von ihr ab.

Kaum hörbar nuschelte Amalia ebenfalls »Weltfrieden«, obwohl er schon längst gegangen war, dann starrte sie wieder auf das Sandwich in ihrer Hand.

Wie hungrig musste die Kleine gewesen sein, um ein mit Creme geschmiertes Toastbrot zu stehlen?

Sie schaute erneut zur Säule hinüber, an der vorhin noch die Mutter mit ihrem Baby im Arm gestanden hatte, und ein entsetzliches Gefühl der Scham überkam sie.

»Bitte identifizieren Sie sich«, erklang eine freundliche Frauenstimme aus dem Lautsprecher des Space Shuttles.

Amalia hielt die Innenfläche ihrer linken Hand vor einen flachen Scanner, der neben der elektronischen Schiebetür angebracht war. Auch in ihrer Hand befand sich ein kaum sichtbares Chipimplantat, das sich unter der dünnen Hautschicht leicht vorwölbte.

Die Türen des Shuttles schlossen sich, während die Frauenstimme weitersprach: »Wohin möchten Sie reisen, Amalia?«

»Downtown Chicago«, antwortete sie, noch immer betrübt über den Sandwich-Vorfall, während sie sich auf einen blutroten Kreis stellte, der auf dem Boden abgebildet war und mit seinem verkehrten Y in der Mitte an ein Peace-Zeichen erinnerte.

»Bitte stellen Sie sich auf die rote Markierung«, ertönte es weiter aus dem Lautsprecher.

Amalia verdrehte schnaubend die Augen. Ein blauer Lichtstrahl schien von oben auf sie herab und scannte sie von allen Seiten, um sicherzustellen, dass sie keine gefährlichen oder illegalen Gegenstände bei sich trug.

Vor zwei Monaten hatte sie live miterlebt, wie der Alarm in einem der Space Shuttles neben ihr losgegangen war. Die elektronischen Türen waren mehrere Minuten verschlossen geblieben, bis zwei Keeper angerannt kamen, um den verdächtigen Mann, mit zu viel Gramm Haschisch in der Tasche, abzuführen. Sie hatte noch den Schrei des Mannes im Ohr, der durch den 50.000 Volt-Stromschlag in seinem Körper ausgelöst wurde. Innerhalb von Sekunden wurde er auf die Knie gezwungen und gleich darauf abgeführt.

Die Frauenstimme sprach in heiterem Tonfall weiter: »Ihre Reise beginnt in zehn Sekunden.«

Ganz nach ihrer Gewohnheit zählte Amalia die Sekunden mit.

Langsam begann sich ihre Kleidung aufzulösen, so dass sie erst in Unterwäsche, dann völlig nackt dastand. Als Nächstes folgten ihr Rucksack, samt dem Inhalt, dann ihre Schuhe. Schließlich folgte das bekannte Kribbeln von den Zehenspitzen bis hoch in den Haaransatz.

Bevor sie die Zahl Zehn ausgesprochen hatte, zerfiel ihr eigener Körper in zig Milliarden Moleküle und verschwand binnen Sekunden spurlos. Kurz darauf bildeten sich die einzelnen Moleküle in der gleichen Reihenfolge zurück, bis Amalia wieder vollständig bekleidet an ihrem Zielort auftauchte.

»Willkommen in Chicago!«

Amalia trat aus dem Kreis heraus und ging auf die Schiebetür zu. Kaum erklang die Stimme wieder, sprach Amalia gelangweilt jedes Wort synchron mit, während sie einen Schal aus dem Rucksack herauszog und ihn um den Hals wickelte.

»Ihr sozialer Wert beträgt 1.250 Merits. Bitte denken Sie daran, Ihren Wert zu steigern. Ihr Social Value ist unterdurchschnittlich. Sorgen Sie mit uns gemeinsam für eine bessere Gesellschaft. Vielen Dank!«

Während die Stimme weitersprach, gab Amalia nur ein genervtes »Bla, bla, bla ...« von sich. Es war einfach nur frustrierend, jedes Mal an ihren geringen Wert erinnert zu werden. Dabei war ihr bewusst, dass sie eine überdurchschnittliche Leistung erbrachte und ihr wahrer Wert weit über der Norm liegen müsste. Zumindest bevor sie ihn gegen die hochwertigen Medikamente und all die Arztbesuche eintauschte. Was zählte, war aber nur die Zahl auf dem Chip.

»Wir wünschen Ihnen einen schönen Aufenthalt und Weltfrieden!«, verkündete die heitere Stimme.

Amalia konnte nicht anders, als erneut mit den Augen zu rollen. Sie ertrug diese gutgelaunte Plapperei nach all den Jahren nicht mehr. Mindestens dreimal täglich und das fast sieben Tage die Woche musste sie das Gleiche über sich ergehen lassen. So oft machte sie vom Space Shuttle Gebrauch. Die Stimme von »Nervita« – so hatte sie die Unbekannte insgeheim getauft – war ihr mittlerweile vertrauter als ihre eigene. Wahrscheinlich würde sie die selbst noch im Ohr haben, wenn sie im Sterben lag.

Die Türen des Space Shuttles öffneten sich endlich. Eine kühle Brise zog von außen hinein. Aus der Ferne erkannte sie schon die rot-blaue Fahne der USA mit ihren fünfzig Sternen, die an die alten Bundesstaaten erinnerten. Die ganze Reise aus Berlin hierher hatte keine fünf Minuten gedauert. Die neue Woche würde hingegen nicht so schnell vergehen. Es war nämlich Montag.

Amalia trat in das hellerleuchtete Shuttle Center hinaus.

»Na dann, auf ins Abenteuer Alltag!«, murmelte sie lustlos vor sich hin, ohne jeglichen Schimmer, was die Woche für sie bereithielt.



KAPITEL

2

Mitten in Downtown Chicago befand sich in einem der vielen Skyscraper das pharmazeutische Unternehmen »Mayer & Wenzler«, dessen Logo – ein großes M, das nahtlos in ein W übergang – über dem sechsendvierzigsten Stockwerk prangte.

Es waren mehr als sechshundert Mitarbeiter für den Konzern tätig. Neben den zahlreichen Anzugträgern, die sich in den oberen Büroräumen durch die deckenhohen Glasfenster an dem herrlichen Ausblick auf die Wolkenkratzer erfreuen durften, gingen mindestens genauso viele Angestellte in weniger eleganten weißen Kitteln in den Laborräumen der unteren Etagen ihrer Arbeit nach. Dort wurde täglich neue Forschung betrieben.

Auch Amalias Arbeitskleidung bestand aus einem weißen Kittel, Gummihandschuhen und einer Schutzbrille, die des Öfteren zum Einsatz kam – so wie heute. Tief über eine

Petrischale mit hochprozentigem Alkohol gebeugt, gab sie mit einer Pipette ein paar Tropfen von einer durchsichtigen und geruchlosen Flüssigkeit hinzu, die sie in einem Reagenzglas sammelte. Die Farbe des Alkohols blieb unverändert. Sie roch daran, konnte aber keinen sonderbaren Geruchswechsel feststellen. Das Ergebnis protokollierte sie in ihrem Notizblock.

Ganz in ihre Arbeit vertieft, merkte sie gar nicht, wie Professor Hubert, ein Mann Ende fünfzig mit graumeliertem Haar und breitem Gesicht, hinter ihr auftauchte. Er warf einen kurzen Blick über ihre Schulter auf ihre Notizen und schmunzelte.

»Wen beabsichtigen Sie zu eliminieren, Fräulein Thomson?«

Lächelnd drehte sich Amalia zu ihm um. Professor Hubert war der Einzige, der sie Fräulein nannte, und das gefiel ihr.

»Ich teste gerade, wie die Reaktion von Gamma-Butyrolacton im Vergleich zu Gamma-Hydroxibuttersäure mit alkoholhaltigen Mitteln ausfällt.«

»Und zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?«

Die rothaarige Nicolette, von dem Praktikanten Igor im Kollegenkreis auch Rijik genannt, aufgrund der angeblichen Ähnlichkeit mit seiner rotfelligen Katze, unterbrach ihre eigene Arbeit und schaute neugierig zu den beiden hinüber. Sie war in Amalias Alter und erst seit einem halben Jahr in diese Abteilung übergewechselt.

»Beide Substanzen wirken bei einer geringen Dosis berauschend und enthemmend, weshalb sie auch in der Partyszene unter dem Namen ‚Liquid Ecstasy‘ als Drogenersatz eingesetzt werden.«

»Nun, Fräulein Thomson, Sie wissen doch Bescheid über diese Substanzen?«

Amalia nickte. »Bei einer höheren Dosis können sie zu Willen- und Bewusstlosigkeit führen, weshalb sie auch als

K.-o.-Tropfen Verwendung finden. In Kombination mit Alkohol erhöht sich jedoch die Gefahr einer Atemlähmung. Dabei reichen schon wenige Tropfen aus, um einen Menschen nach nicht einmal fünfzehn Minuten für mehrere Stunden außer Gefecht zu setzen.«

Professor Hubert nickte zufrieden.

»GBL ist die abgeschwächte Form von GHB, löst jedoch im Körper dieselbe Wirkung aus. Ich habe aber noch nicht herausgefunden, welche Mengen Alkohol vertretbar sind, um nicht tödlich zu wirken. Dazu müsste ich das erst einmal an einem Probanden testen«, fuhr sie fort.

»Ich würde mich ja gerne als Versuchsperson zur Verfügung stellen, doch leider werde ich hier noch gebraucht.« Die schmalen Augen des Professors wurden bei seinem eigenen Witz noch schmaler, wie immer, wenn er lachte.

»Ich werde es heute Nachmittag in geringer Menge und unter der Aufsicht von Igor an mir selbst ausprobieren und reiche Ihnen meinen Bericht morgen ein«, erklärte sie lächelnd.

Nicolette stellte sich hinter die beiden, um die Unterhaltung besser verfolgen zu können.

»Na, dann sehen Sie zu, dass Igor sein Callpad griffbereit hält, um im Notfall den Notarzt zu alarmieren.« Er räusperte sich: »Ich würde Sie nämlich ungern als meine Assistentin verlieren.«

Er wandte sich ab, drehte sich dann aber noch einmal um. »Kommen Sie doch bitte in Ihrer Mittagspause in mein Büro. Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen.«

Amalia gab ein freudiges »gerne« von sich. Sie hatte schon so lange auf ein persönliches Gespräch mit dem Professor gewartet und eine innere Stimme sagte ihr, dass er ihr etwas Gutes mitzuteilen hatte. Die Woche schien doch vielversprechend zu beginnen.

Mit einem Strahlen im Gesicht verschloss sie das Reagenzglas mit einem Gummistopfen und legte es zurück in den hölzernen Ständer. Nicolette starrte sie derweilen finster an und ähnelte dabei tatsächlich Igors Katze Rijik.

Es war kurz vor 15:00 Uhr. Amalia nahm auf dem freien Stuhl vor dem leicht chaotischen Schreibtisch des Professors Platz.

»Wie lange sind Sie schon bei uns?« Er stellte ihr ein Glas Wasser hin, während Amalia nachdachte.

»Bald sind es zwei Jahre.«

Er nickte. »Dann wird es höchste Zeit, dass Sie mit Ihrem Masterstudium anfangen, nicht?« Sie schaute ihn verblüfft an. »Oder möchten Sie für immer meine Assistentin bleiben?«

»Nein!«, platzte die Antwort so schnell aus ihr heraus, dass sie es sofort bereute. »Ich meine, ich bin sehr gerne Ihre Assistentin, aber natürlich will ich mich weiterentwickeln.«

Zu ihrer Erleichterung lächelte er nur.

Sie mochte den Professor. Schon seit ihrem ersten Tag bei »Mayer & Wenzler« hatte er sie immer auf Augenhöhe behandelt. Außerdem gefielen ihr die Unterhaltungen mit ihm schon allein deshalb, weil er auch deutscher Herkunft war und sie daher ohne den Einsatz des Translators miteinander sprechen konnten. Die andauernde Stimme in ihrem Ohr war nämlich fast so nervig wie Nervita, aber nur fast. Denn die hatte wenigstens nicht durchgängig gute Laune.

»Und was hält Sie davon ab?«, holte sie der Professor aus ihren Gedanken zurück.

Sie musste erst einmal über diese Frage nachdenken, wo sie sich doch bis gerade eben gar nicht damit beschäftigt hatte. Eigentlich hatte sie diesen Gedanken schon verdrängt, nachdem sie ihr Bachelorstudium in Biochemie abgeschlossen hatte. Noch mehr Jahre für die Berufsausbildung konnte sie sich nicht erlauben, schließlich musste sie von irgendetwas leben

und ihre beiden anderen Jobs hatten einen weitaus geringeren Wert als die Tätigkeit im Labor.

»Ich kann es mir nicht leisten, mich nur auf die Forschung zu konzentrieren«, antwortete sie zögerlich. »Ich bin auf die andere Arbeit angewiesen. Sonst kann ich meinen Wert nicht hoch genug halten.«

Er hob die Augenbrauen. »So fleißig, wie Sie sind, müsste Ihr Wert doch kein Problem darstellen.«

Sie war froh, dass wenigstens einer ihre Arbeit zu schätzen wusste.

»Das ist etwas komplizierter, Professor.« Gerne hätte sie ihm ihre schwierigen Lebensverhältnisse anvertraut, aber das war nicht möglich. Besser gesagt, war es zu gefährlich, einem Fremden die Wahrheit über ihren geringen Wert anzuvertrauen.

Der Professor goss sich etwas Wasser nach und nahm einen Schluck. »Ich möchte mich nicht in Ihre Privatangelegenheiten einmischen, Fräulein Thomson.« Er strich sich über den ergrauten Bart. »Aber ich kann nicht tatenlos zusehen, wie Sie Ihr Talent verschwenden.«

Amalias Wangen erröteten bei diesen lobenden Worten. Sie überlegte, was sie darauf antworten sollte, aber ihr fiel nichts Passendes ein.

Es folgte ein kurzes Schweigen, dann holte er ein Blatt Papier aus dem Regal und legte es auf seinem Schreibtisch ab.

»Ich werde Sie zur Leiterin unseres Labors ernennen. Sie arbeiten hier lange genug, um diese Tätigkeit ausführen zu können.«

Amalia riss die Augen auf. »Leiterin?«

Er nickte entschlossen. »Damit sollte Ihr Wert genug ansteigen, um sich ganz Ihrer Arbeit bei uns widmen zu können.«

Sie konnte es nicht fassen. Meinte er es ernst?

»Aber Professor, diese Position habe ich doch gar nicht verdient.«

Er legte einen Kugelschreiber neben das Blatt Papier. »Dann beweisen Sie mir, dass Sie es verdient haben!« Ohne zu zögern, unterschrieb er den Zettel vor sich und reichte ihn ihr.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.« Ungläubig blickte sie auf den Vertrag. Er war echt.

»Dann schweigen Sie«, kommentierte Professor Hubert mit einem Grinsen. »Taten sagen ohnehin mehr als Worte.«

Mit dem unterschriebenen Zettel in der Hand und einem Strahlen im Gesicht verließ Amalia das Büro des Professors, als ihr ausgerechnet Nicolette entgegenkam. Die hatte im Gang auf sie gewartet.

»Hey!« Nicolette versuchte, so natürlich wie möglich zu klingen, was ihr aber nicht gelang.

»Hey!«, erwiderte Amalia. Ihr konnte ihre Kollegin nichts vormachen. Sie hatte ein gutes Gespür dafür, wer ihr wohlgesonnen war, und Nicolette zählte nicht dazu. Auf Smalltalk hatte sie jetzt keine Lust, also ging sie mit einem höflichen Kopfnicken an ihrer Kollegin vorbei. Diese folgte ihr jedoch unaufgefordert.

»Was wollte der Professor von dir?« Ohne eine Antwort abzuwarten, versuchte sie, einen Blick auf den Zettel in Amalias Hand zu werfen.

Eigentlich fand sie es verfrüht, diese Nachricht hinauszuposaunen, vor allem wo Nicolette den Titel der Tratschtante besaß. Andererseits war sie so glücklich, dass sie ihre Freude nicht für sich behalten konnte. Außerdem sollte ihre Kollegin doch wissen, dass ihre Arbeit von dem Professor gewürdigt wurde. Kurzerhand blieb Amalia lächelnd stehen.

»Er hat mich befördert«, offenbarte sie mit unterdrückter Euphorie, um nicht überheblich zu klingen.

»Zu was?« Nicolettes Gesichtsausdruck war zu entnehmen, dass sie ihre Freude nicht teilte, ganz zu schweigen davon, dass keinerlei Gratulation folgte. Wenn das so war, brauchte Amalia keine falsche Bescheidenheit vorzuspielen.

»Zur Leiterin des Labors.«

»Er hat dich einfach so zur Leiterin befördert?« Ihre Stimme klang entsetzt.

»Ja!« Erst nachdem sie es aussprach, merkte sie, wie dumm ihre Antwort klang. »Natürlich nicht grundlos«, fügte sie eilig hinzu. »Ich soll mein Masterstudium zu Ende bringen.«

Nicolettes entsetzte Grimasse blieb unverändert. »Während du die Leitung übernimmst?«

Amalia überlegte kurz, fügte dann aber nur ein kurzes »Ja« hinzu. Sie war doch niemandem eine Erklärung schuldig. Wenn der Professor sie als kompetent genug für diese Stelle hielt, dann hatte das seine Berechtigung.

Nicolette schien sich mit ihrer Antwort nicht zufriedenzugeben. »Ich dachte, diese Position steht nur denen zu, die schon einen hohen Wert haben.« Sie blickte so herablassend auf Amalia hinunter – was bei ihren fünfzehn Zentimetern zusätzlicher Körpergröße wunderbar gelang –, dass ihre Worte die gewünschte Wirkung hinterließen.

Amalia wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Tatsächlich war da etwas Wahres dran. Ihr Social Value war für diese Position viel zu gering.

»Er scheint dich ja besonders gern zu haben, wenn er zu solch einer Ausnahme bereit ist.« Die Anspielung in Nicolettes Formulierung war nicht zu überhören, zumal sie das Wort »besonders« besonders lange aussprach, um ihm Nachdruck zu verleihen.

Amalia öffnete den Mund, um zu kontern, aber ihr fiel nichts ein. Schlagfertigkeit war noch nie ihre Stärke gewesen.

»Du hast es dir aber sicherlich hart erarbeitet.« Nicolette verzog die Mundwinkel zu einem süffisanten Lächeln. »Na dann, gratuliere!«, sagte sie noch triumphierend.

Da war sie also, die verspätete Gratulation, nur dass sie jetzt ihre Bedeutung völlig verloren hatte.

Nicolette machte auf dem Absatz kehrt und stolzierte mit aufrechtem Gang davon, während Amalia zusammengesackt am selben Fleck stehen blieb.



KAPITEL

3

Kreuzberg war nicht die schönste Wohngegend Berlins, dafür aber eine der erschwinglichsten. Die meisten Wohnungen hier waren Altbau, wobei das nur auf die ersten drei bis fünf Stockwerke zutraf. Alle Etagen darüber wurden aufgrund der zunehmenden Bevölkerungszahl von insgesamt 9,3 Milliarden nachträglich dazu errichtet.

Amalias Apartment befand sich im siebten Stockwerk eines zehnstöckigen Wohnblocks, der mittlerweile auch nicht mehr neu aussah. Draußen war es stockfinster und im ganzen Haus brannte nirgendwo mehr Licht. Die Straße selbst wurde nur durch wenige Leuchten in schwaches Licht getaucht. Jeden Abend auf dem Nachhauseweg fragte sich Amalia, warum niemand von der Stadtverwaltung darüber nachdachte, für eine bessere Beleuchtung zu sorgen, wo es gerade hier genug herumlungernde Gestalten gab, denen man lieber nicht im Dunkeln begegnen wollte.

Dieses Problem hatte sie aber glücklicherweise nicht, denn ihre Arbeit endete, aufgrund der sieben Stunden Zeitverschiebung in Chicago, meist erst nach Mitternacht, wenn alle in Berlin schon schliefen. Obdachlose gab es außerdem schon seit Jahren nicht mehr. Dafür hatte die Regierung konsequent gesorgt. Wer nämlich kein Heim hatte, hatte mit großer Wahrscheinlichkeit auch keinen Wert mehr und wurde somit entweder ganz legal eingeschläfert, was eine beschönigende Umschreibung für eine Hinrichtung war, oder – die noch schlimmere Alternative – recycelt.

Davor graute es Amalia am meisten. Zu sterben schien zwar grauenvoll genug zu sein – als Atheistin lag ihr nämlich viel an ihrem Leben, wenn es auch nicht gerade der Hauptgewinn in der Lotterie war –, aber der Gedanke, dass einem alle Erinnerung geraubt und durch neue ersetzt wurde, war einfach scheußlich. Im Prinzip blieb einem dann nur noch der eigene Körper als leere Hülle übrig, denn die Seele raubten die bereits seelenlosen Mitarbeiter des Human Recycling Centers einem gemeinsam mit der Vergangenheit.

»Man muss das Unkraut an der Wurzel packen, bevor es eine Chance hat, sich auf der ganzen Erde auszubreiten«, hieß die Devise der Regierung. Daher wurden die »Schädlinge« der Gesellschaft auf ihre Tauglichkeit hin untersucht und entweder beseitigt, wenn sie mental oder physisch nicht mehr zu gebrauchen waren, oder wieder »repariert« und als Keeper, *Wächter des Friedens*, ausgebildet.

Das Human Recycling glich einer lebenslänglichen Haftstrafe, die sich nur darin von der Todesstrafe unterschied, dass die Verurteilten körperlich noch lebten.

Einmal ein Keeper, immer ein Keeper.

Im Grunde genommen war diese vorgegaukelte zweite Chance nichts weiter als eine moderne Form der Sklaverei. Die Wächter waren im persönlichen Besitz der Regierung,

und die konnte mit ihnen machen, was sie wollte. Die meisten waren nur Nummern, wie Sträflinge in Polizeiakten. Ihre »Eigentümer« konnten selbst entscheiden, ob sie ihnen das Privileg eines Vornamens gaben. Was sie jedoch nie besaßen, war ein Familienname, denn sie hatten keine Familie mehr. Keine Persönlichkeit. Keinen eigenen Willen. Eine Armee aus gehorsamen Kämpfern für eine Welt, die sie ohne ihre Einwilligung ausgetauscht hatte.

Völlig erschöpft vom langen Arbeitstag schlich sich Amalia barfuß im Dunkeln ins Badezimmer, schloss die Tür hinter sich zu und knipste die kleine Leuchte über dem Spiegel am Waschbecken an. Sie drehte den Wasserhahn bis zum Anschlag auf, damit das Wasser wenigstens lauwarm wurde. Um ein Uhr nachts stand kein heißes Wasser mehr zur Verfügung, daher duschte sie bevorzugt morgens.

Sie wusch die Mascara vom Vortag von den Wimpern und trocknete ihr Gesicht mit einem bereits verfärbten Handtuch ab. Eigentlich gehörte das Teil in den Müll, denn es war schon über zehn Jahre alt, aber ihr Vater hatte es ihr geschenkt, als sie dreizehn und ein großer Fan der »Drama Queens« war – laut der World Music Awards die beliebteste Girl Band 2204. Das Handtuch war eines der vielen Merchandising-Produkte auf dem Markt.

Sie hatte sich riesig über das Geschenk gefreut, auch wenn es nur ein Handtuch war. Denn es ergänzte perfekt ihren Drama Queens Pyjama, ihren Drama Queens Rucksack und natürlich die Drama Queens Tasse, die sie bevorzugt zum Teetrinken benutzte. Wer hätte damals auch gedacht, dass es das letzte Geschenk sein würde, das sie von ihrem Vater bekam?

Bei dieser Erinnerung wurde ihr warm ums Herz. Sie vermisste ihn sehr. Dabei hatte sie gehofft, dass die Sehnsucht

mit den Jahren nachlassen würde. Aber seit einigen Monaten spürte sie immer häufiger seine Abwesenheit – und das stimmte sie jedes Mal aufs Neue traurig. Sein Tod war ein wesentlicher Grund, warum sie aufgehört hatte, an Gott zu glauben. Ein Allmächtiger, der einer Dreizehnjährigen ohne ersichtlichen Grund und ohne Vorwarnung den Vater nahm, war es ihrer Meinung nach nicht wert, angebetet zu werden.

Mit einem tiefen Seufzer hängte sie das Handtuch an seinen Platz zurück. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihre müden Augen, die sie kaum noch aufhalten konnte. Mit letzter Kraft begann sie, sich auszuziehen und legte die Kleidung ordentlich gefaltet auf den Wäschekorb, wo bereits ein T-Shirt lag, das als Nachthemd diente.

Nur noch in Unterwäsche gekleidet, starrte sie auf ihr Dekolleté hinunter. Das rechte Körbchen ihres BHs war mit einem herausnehmbaren Silikonkissen gepolstert, um ihre fehlende Brust zu kaschieren. An diesen Anblick hatte sie sich bis heute nicht gewöhnt, und die Tatsache, dass ihre linke Brust Körbchengröße C besaß, machte das Ganze nicht besser.

Jedes Mal, wenn sie auf ihre amputierte Brust schaute, kamen die Erinnerungen in einzelnen Bildern wieder. Dabei war der Gedanke an die OP oder der Moment kurz vor dem Einsatz der Betäubungsspritze gar nicht das Schlimmste, trotz der Erkenntnis, dass sie nach dem Aufwachen verstümmelt wäre. Es war auch nicht der erste Blick auf ihre flache vernarbte Brust, nachdem man ihr endlich den Verband abgenommen hatte.

Es war der Ausdruck in Charlie Mitchells Augen – eine Mischung aus Mitleid und Ekel, mit dem er in ihrer ersten gemeinsamen Nacht auf ihren nackten Oberkörper gestarrt hatte, den sie nicht mehr aus ihrem Kopf bekam. So sehr sie es sich auch wünschte, seinen angewiderten Gesichtsausdruck

zu vergessen, es gelang ihr nicht. Andere schauten so einen verfaulten Apfel an, der nicht mehr wert war, gekostet zu werden.

»Ich muss dann mal los!«, hatte er ohne zu zögern gesagt, und ihr dabei nicht einmal in die Augen geschaut. Dann war er innerhalb von drei Minuten verschwunden. Dabei hatte sie doch tatsächlich gedacht, er würde sie lieben, und ihren ganzen Mut zusammengenommen, um sich vor ihm zu entblößen.

Von ihrem eigenen Körper abgestoßen, zog sie schnell das T-Shirt über den Kopf, ohne ihren BH auszuziehen. Das tat sie nur beim Duschen, da es dann nicht anders ging. Mehr als einmal täglich war dieser Anblick selbst für sie nicht erträglich.

Im Mondlicht, das zwischen den beigen Baumwollvorhängen ins Zimmer fiel, schlich sie durch das Schlafzimmer und legte sich behutsam auf das Bett, das durch die darunterliegende Schublade zusätzlichen Stauraum bot. Denn sonst passten nur noch eine niedrige Kommode und ein schmaler Kleiderschrank in den fünfzehn Quadratmeter großen Raum.

Früher einmal war das hier die Abstellkammer für die Dinge gewesen, die sonst in der Wohnung keinen Platz fanden. Damals hatte sie auch noch ihr eigenes Zimmer gehabt, denn die achtzig Quadratmeter große Wohnung bot genug Räumlichkeiten. Nachdem ihr Vater aber gestorben war und ihre Mutter allein für den Lebensunterhalt sorgen musste, blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Hälfte der Wohnung gegen Lebensmittel und andere Notwendigkeiten umzutauschen. In das großzügige Wohnzimmer wurde eine Betonwand gebaut und Mutter und Tochter mussten sich fortan mit vierzig Quadratmeter Wohnfläche zufriedengeben, während ihre Nachbarn nun über hundert Quadratmeter zur Verfügung hatten.

Sie war nur einmal nach dem Umbau in der alten Wohnungshälfte gewesen und war überrascht, dass alle drei Räume,

ihr ehemaliges Zimmer eingeschlossen, von den wohlhabenderen Nachbarn zu einem Zimmer umgebaut wurden, das ihnen als Wohn- und Essbereich diente. Der Raum sah gar nicht mehr nach vierzig Quadratmetern aus, so dass Amalia völlig erstaunt war, wie früher zwei weitere Zimmer hineingepasst hatten. Ihre eigene Wohnungshälfte, die noch für sie und ihre Mutter übrigblieb, wurde ebenfalls umgebaut und aus zwei Zimmern wurden vier gemacht, denn es fehlten ein Bad und eine Küche. Sie konnte also froh sein, dass es überhaupt Platz für ein Schlafzimmer gab.

Gerade als sie die Augen schloss, vernahm sie die Sirene. Sie drang von der Oranienstraße in ihre Wohnung und wurde immer lauter. Dieses Warnsignal war aber anders als das eines Streifen- oder Rettungswagens. So klangen die blattgrünen Fahrzeuge der Keeper, die unterwegs waren, um wertlose Menschen einzusammeln. Menschen, die ihr »Verfallsdatum« erreicht hatten und für die es keinen Platz mehr auf dieser Welt gab.

Unwillkürlich verkrampfte sich Amalias Körper, wie immer, wenn das »grüne Monster« näherkam. Wie die Kettensäge eines Serienkillers verkündete auch dieser Lärm das baldige Unheil. Es gab keinen grauenhafteren Ton als den Rhythmus dieser Todeshymne.

»Wie spät ist es?«, erklang eine heisere Stimme hinter Amalias Rücken und sorgte mit ihrer Vertrautheit dafür, dass sich ihr Puls beruhigte.

Sie drehte sich lächelnd zu ihrer Mutter um. Ihre Konturen waren im Mondlicht nur schwach zu erkennen, dennoch bemerkte sie, wie blass Raya war. Einen gesunden Teint hatte sie zwar schon seit Ewigkeiten nicht mehr, aber es schien, als würde sich ihr Zustand weiter verschlimmern. Amalia hoffte inständig, dass sich noch keine Fernmetastasen in ihrem Körper gebildet hatten.

Sie griff nach dem Wecker neben dem Bett. »Kurz nach drei. Hat dich die Sirene geweckt?«

Raya zuckte mit den Achseln. »Ich hatte ohnehin einen unruhigen Schlaf.«

Amalia richtete die Kissen hinter ihrem Rücken gerade, während sie sich aufrecht hinsetzte.

»Haben die Knochenschmerzen wieder angefangen?«

»Haben sie jemals aufgehört?« Raya zwang sich zu einem Lächeln.

»Brauchst du eine Tablette?«

Sie winkte ab. »Ich brauche nur dich.«

Ein schlechtes Gewissen überkam Amalia. Sie legte ihren Kopf an die Schulter ihrer Mutter.

»Tut mir leid, dass ich dich den ganzen Tag allein lasse.«

Raya streichelte ihr über die Wange. »Wie lange soll das noch so weitergehen?« Sie machte eine kurze Pause und beäugte ihre Tochter im schwachen Mondlicht. »Du machst dich noch kaputt, so viel wie du arbeitest.«

Amalia deckte sie zu, als sei sie die Mutter, nicht das Kind. »Mach dir keine Sorgen, Mama, das wird sich alles noch ändern.« Sie gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Versprochen!« Eng an Raya gekuschelt sprach sie flüsternd weiter. »Ruh' dich jetzt erst mal aus! Und morgen erzähle ich dir dann die guten Neuigkeiten.«

»Es gibt gute Neuigkeiten?«, murmelte Raya mit schon halb geschlossenen Lidern.

»Ja!« Amalia strich ihr eine lästige Strähne aus dem Gesicht. »Aber die können auch bis morgen warten.«

Es dauerte keine fünf Minuten und sie konnte das rhythmische Atmen ihrer Mutter hören.

Eine Weile betrachtete sie ihr liebevolles Gesicht, das einmal so schön gewesen war. Rayas Krankheit hatte deutliche

Spuren hinterlassen. Sie wirkte um zehn Jahre gealtert, obwohl sie erst sechsundvierzig war. Amalia fragte sich oft, ob das nicht viel eher die Folgen des Verlusts ihres Mannes waren als die der Krankheit. Sie hatten sich schließlich über alles geliebt.

Für Amalia waren ihre Eltern ein Vorbild dafür, dass Liebe ewig währen konnte, auch wenn sie daran zweifelte, selbst einmal ihrem Beispiel folgen zu können. Wer würde schon eine Frau wie sie wollen? Sie hatte nichts anzubieten, außer einem verstümmelten Körper und einem Wert, der weit unter der Norm lag. Aber wenigstens das würde sich bald ändern.

Jedes Glied ihres Körpers war müde und wollte nur noch zur Ruhe kommen, doch sie erinnerte sich plötzlich an die kleine Probe Gamma-Hydroxybuttersäure, die sie aus dem Labor nach ihrem Experiment mit Igor mitgenommen hatte.

Gähmend schob sie die Decke zur Seite, ging barfuß zu ihrem Drama Queens Rucksack und zog das sorgsam in ein Tuch eingewickelte Reagenzglas mit der GHB-Substanz heraus.

Heute hatte sie am eigenen Leib gespürt, was dieses Mittel mit einem anstellen konnte. Erst die Übelkeit, dann die Entspannung bis hin zur Enthemmung von Ängsten und Scham, dann die Müdigkeit und zuletzt die völlige Macht- und Willenlosigkeit. Es war erschreckend, was ein paar Tropfen mit einem anstellen konnten. Was würde erst passieren, wenn man eine Überdosis bekam? Sie wollte sich gar nicht vorstellen, wozu diese Substanz schon missbraucht wurde. Chemie konnte wahrlich eine Waffe sein. Und je nachdem, in wessen Hände sie geriet, konnte sie Unheil anrichten oder auch Heilung bringen.

Das war auch der Grund, warum sie sich schon in jungen Jahren dazu entschlossen hatte, Wissenschaftlerin zu werden. Sie wollte den Menschen helfen und Krankheiten heilen.

Bedrohliche Krankheiten wie Krebs, die schon so viele Leben genommen hatten, sah sie doch tagtäglich mit eigenen Augen, was diese Krankheit mit ihrer Mutter machte. Auch sie selbst war genetisch vorbelastet, und das würden ihre Kinder auch sein, sollte sie je welche in diese Welt setzen.

Es war fast schon unfassbar, wie die Wissenschaft jahrzehntelang erfolglos geblieben war. Da hatte die Forschung es so weit gebracht, die Grenzen von Raum und Zeit zu durchbrechen, hatte die Teleportation möglich gemacht, aber bis heute noch kein Mittel gegen den unschlagbaren Todesengel namens Krebs gefunden. Und genau deshalb hatte sie sich der Forschung hingeeben. Amalia wollte ihren Teil dazu beitragen, dass die Menschheit irgendwann in ferner Zukunft den Kampf gegen den Krebs gewinnen würde.

Das Reagenzglas mit der restlichen Gamma-Hydroxybuttersäure, die sie nur für den Notfall heimlich eingesteckt hatte, verstaute sie im Kühlschrank. Wer wusste, wozu die Tropfen irgendwann von Nutzen sein würden.

Der Wecker klingelte um Punkt sieben Uhr. Amalia schaltete ihn mit einer automatischen Handbewegung im Halbschlaf aus.

Einige Minuten blieb sie mit geschlossenen Augen an der Bettkante sitzen, bevor sie sich einen Ruck gab und endlich aufstand.

Na dann, alles wieder von vorne, dachte sie sich und taumelte wie von den Toten auferstanden ins Badezimmer.



KAPITEL

4

Perfekt inszenierte Fotos, Grafiken und Illustrationen in überdimensionalen Größen, dicke Schriftzüge in den unterschiedlichsten Sprachen sowie knallige Farben in allen erdenklichen Nuancen leuchteten auf den Werbeanzeigen um die Wette. Nach Einbruch der Dunkelheit brachten sie Leben in die beliebte Ausgehstraße Shibuya mitten im Herzen von Tokio. Während es in Berlin gerade einmal zehn Uhr morgens war, war es hier bereits Abend und die ersten Bars öffneten langsam ihre Türen.

Jedes freie Fleckchen auf dieser Straße war mit einem digitalen Bildschirm versehen, auf dem ein Videoclip nach dem anderen abgespielt wurde. Von neuesten Modetrends bis hin zu den modernsten Callpad-Modellen wurde alles beworben, was gegen Wert eingetauscht werden konnte. Die bunte Musik und die vielsprachigen Kommentare aus den Werbespots vermischten sich mit dem Lärm der vielen Passanten,

Shopaholics und Kneipenbesucher zu einer Geräuschkulisse, die weit über einem akzeptablen Lautstärkepegel lag. Aber das interessierte in diesem Stadtteil niemanden. Denn wer hierherkam – ob für ein Glas Bier zum Ausklang des Tages oder dem Ergattern einer nachgeahmten Designertasche –, wusste, worauf er sich einließ.

Dicht nebeneinander auf der belebten Vergnügungsmeile, in der sich eine Bar an die nächste reihte, leuchtete in grellem neongelbem Schimmer, hin und wieder flackernd, ein Schild mit der Aufschrift: »Joe's Cocktailbar«. Sie war eine der weniger noblen Auswahlmöglichkeiten in der Straße. Aber dafür gab es hier »Happy Hour all night long«, und das lockte die Gäste an.

Amalia konnte sich selbst nach drei Jahren und vier Monaten nicht mit dem pink glitzernden Minikleid anfreunden, das sie bei ihrer Tätigkeit als Barkeeperin tragen musste. Gleiches galt auch der lächerlichen rosa Perücke, die ihr einen Möchtegern-Anime-Look verpasste, was ihrer Ansicht nach auch nur bei dem Möchtegern blieb. Einen Vorteil hatte die grässliche Kopfbedeckung jedoch: Man konnte sie nicht gleich auf Anhieb erkennen, was das Tragen des glitzernden Pailletten-schrecks etwas erträglicher machte.

Hinter einer langen Theke, die mit blauen Neonlichtern passend zum restlichen Interieur der Bar erleuchtet wurde, mixte sie den dreizehnten Martini on the Rocks an diesem Abend.

In der hinteren Ecke des Tresens saß Marrakesch. So nannten Susan und sie den unerwünschten Stammgast. Immer im schwarzen Anzug, aber stets mit anderer Krawatte, schien er sich direkt von seinem Büro hierher zu teleportieren. Er beobachtete Amalia mit einem lüsternen Grinsen, wie jeden Abend, seitdem er vor zwei Wochen Joe's Bar für sich entdeckt hatte. Ob er tatsächlich aus Marokko stammte, war zwar reine Spekulation, aber er sprach irgendetwas Arabisches.

Unerwünscht war er nicht nur deshalb, weil er sich den ganzen Abend nur einen Gin Tonic bestellte, an dem er dann mehrere Stunden nuckelte und damit einen der wenigen Sitzplätze blockierte, die es am Tresen gab. Es war auch nicht allein seine aufbrausende Natur, die besonders zutage trat, wenn jemand einmal versehentlich auf »seinem« Hocker saß, als würde ihm dieser privat gehören. Nein, es war die Art und Weise, wie er Amalia aus der Ferne angaffte, die seine Präsenz unangenehm spürbar machte.

Zwar missfiel es Amalia grundsätzlich, wenn ihr Männer auf den Busen starrten, weshalb sie stets dafür sorgte, dass kein Dekolleté zu sehen war, aber sein Röntgenblick schien das Kleid förmlich zu durchdringen. Zumindest fühlte es sich für sie so an. Daher gab sie ihr Bestes, um ihn gekonnt zu ignorieren, und, wenn es hart auf hart kam, einen ihrer Kollegen vorzuschicken, was Susan aufopfernd tat.

Mit einem Handzeichen winkte er sie jetzt zu sich. Amalia sah es aus dem Augenwinkel, obwohl sie gerade einen anderen Gast bediente. Sie verzog genervt das Gesicht. Hilfesuchend schaute sie zu Susan, die sie wortlos verstand.

Ihre Freundin trug zwar ebenfalls den glitzernden Fauxpas, jedoch in einem hellen Pfrsichton, worum Amalia sie beneidete. Na ja, ganz unauffällig war Susan damit auch nicht, denn mal abgesehen davon, dass das helle Kleid einen starken Kontrast zu ihrem dunklen Hautton bildete, stand ihre orange-farbene Perücke ihrer eigenen in nichts nach. Aber wenigstens sah sie nicht aus wie ein billiger Barbie-Abklatsch. Wie diese jedoch ihre pompöse Mähne unter das grässliche Haarteil bekam, war Amalia bis heute ein Rätsel geblieben.

Susan zwinkerte ihrer Freundin im Vorbeigehen zu und blieb direkt vor Marrakesch stehen.

»Lass mich raten! Einen Gin Tonic oder mal abwechslungshalber nur einen Gin?«

Der Stammgast beachtete sie gar nicht. Sein Blick fixierte noch immer Amalia, die wenige Meter entfernt den Mixbecher kräftig schüttelte und ihm bewusst den Rücken zuwandte.

»Ich will von der Kleinen da drüben bedient werden«, gab er Susan zu verstehen, ohne sie eines Blickes zu würdigen, indem er mit dem Kopf in Amalias Richtung deutete.

Sie stieß einen vielsagenden Seufzer aus. »Wie du siehst, hat meine Kollegin zu tun. Also musst du dich mit mir begnügen.«

»Das Gleiche wie immer«, nuschelte er. Susan drehte sich schon um, als er hinzufügte: »Die Kleine soll's mir aber bringen.«

Sie verdrehte die Augen und wandte sich von ihm ab.

Minuten später stellte sie ihm das bestellte Glas Gin Tonic vor die Nase – mit dem gleichen gekünstelten Lächeln wie zuvor.

»Sorry, Kumpel, meine Kollegin is' noch immer busy.«

Marrakesch schaute zum ersten Mal von Amalia zu Susan. Sein Blick verfinsterte sich innerhalb von Sekunden. Mit einer abrupten Armbewegung warf er das Glas um. Es kippte von der Theke hinunter und zerbrach. Der Inhalt verteilte sich dabei auf dem Boden.

Amalia fuhr herum.

Marrakesch stand von seinem Hocker auf und beugte sich zu Susan vor. »Schlampe!« Die verzog keine Miene. Männer wie ihn hatte sie schon oft genug erlebt.

Sie schnappte sich einen Lappen und begann, den Boden zu wischen. Er richtete seine Krawatte und verließ den Laden, ohne seinen Drink zu begleichen.

Amalia eilte mit einem Kehrbesen in der Hand zu Susan.

»Tut mir leid, Sus, ich ...«,

»Muss es nich'«, fiel sie ihr ins Wort. »Diese Penner müssen lernen, dass wir auch unseren Wert haben.«

Beide Frauen kehrten in der Hocke die Scherben vom Boden auf.

»Apropos ...«, sagte Amalia schließlich, »... ich hab gute Neuigkeiten.«

Susan blickte erwartungsvoll hoch. »Bist du schwanger?«

Amalia schüttelte lachend den Kopf. »Es sei denn, Vibratoren können neuerdings Babys zeugen.«

Ihre Kollegin kicherte.

»Ich wurde gestern befördert«, verkündete Amalia schließlich.

»Is' nich' wahr!« Susan strahlte über das ganze Gesicht.

»Zur Laborleiterin«, ergänzte Amalia mit leuchtenden Augen.

Susan warf die Scherben in einen Eimer und umarmte sie stürmisch. »Ich wusste, dass du's zu was bringst.« Sie hielt ihre Freundin fest im Arm. »Bin stolz auf dich, Kleines!«

Amalia erwiderte ihr Lächeln.

»Darauf müssen wir anstoßen!« Susan stand auf, wischte ihre Hände an einem Handtuch ab und holte eine Flasche Sekt aus dem Kühlschrank. »Wie mein Dad immer sagt: Ein Rohdiamant bleibt nicht lange auf der Straße liegen.«

Die Worte rührten Amalia. Es tat gut zu sehen, dass es in einer Welt voller Nicolettes auch noch Menschen gab, die sich ehrlich für sie freuten.

»Danke, Sus! Das wünsche ich mir auch für dich.«

Susan zuckte mit den Achseln. »Mit zwei Kindern an der Backe kann ich froh sein, dass ich überhaupt einen Job gefunden hab.« Sie goss den Sekt in zwei Gläser und reichte Amalia eins mit einem Zwinkern. »Geht aufs Haus.« Sie lachten erneut. »Auf meine kleine Malia.« Sie hob ihr Glas in die Luft. »Möge dein Wert den von uns allen eines Tages übertreffen!«

Um ein Uhr nachts machte Amalia Feierabend, um es rechtzeitig zu ihrem zweiten Job in Chicago zu schaffen. Der begann, nach dortiger Zeit, um zwölf Uhr mittags. Sie musste sich also ranhalten, damit sie in einer Stunde von Japan nach Illinois gelangte. Für eine Pause war keine Gelegenheit, wie so oft, wenn sie ihre Schicht nicht schon um Mitternacht beenden konnte. Ihr belegtes Brot musste sie unterwegs essen. Immerhin hatte man ihr beim ersten und gleichzeitig letzten Mal, als sie fünfzehn Minuten zu spät im Labor erschien, überdeutlich zu verstehen gegeben, dass ihr zweiter Job sich nicht negativ auf ihre Arbeit im Labor auswirken durfte.

So war das nun einmal. Die Sorgen einzelner Individuen interessierten niemanden. In Wirklichkeit war jeder sich selbst der beste Freund, auch wenn stets der Gemeinschaftsgeist angepriesen wurde.

Wie üblich eilte Amalia in das Büro ihres Chefs, damit er ihren sozialen Wert mit seinem Controller erhöhte. Die Tätigkeit als Barkeeperin hatte zwar keinen so hohen Wert, da sie nur zum privaten Amusement einzelner Menschen diente, aber dieser Job ließ sich mit ihren Arbeitszeiten in Chicago gut vereinbaren. Und Amalia brauchte zwei Vollzeitjobs, immerhin musste sie für zwei Erwachsene arbeiten.

Zwar hätte sie auch einen Tagesjob in einer anderen Zeitzone aufnehmen können, doch sie hatte sich schon an diesen verdrehten Tag-Nacht-Rhythmus gewöhnt, so dass er ihr nichts mehr ausmachte. Zudem wollte sie vor den acht Stunden im Labor keiner geistigen Tätigkeit nachgehen, weshalb sie lieber Cocktails mischte, um ihre übermüdeten Gehirnzellen für später aufzuladen. Zu guter Letzt lag es auch an ihrer besten Freundin, dass Amalia weiterhin in der schäbigen Bar arbeitete. Da sie sonst kaum Freizeit hatte, konnten sie sich wenigstens hier austauschen.

Dass der Wert ihrer Arbeit in der Gastronomie so niedrig eingestuft wurde, empfand sie als ungerecht. Immerhin war sie nicht nur für das Zubereiten von Getränken zuständig. Auch wenn sie ihre Bartender Qualitäten mit den Jahren so weit ausgebaut hatte, dass sie über hundert Cocktails zubereiten konnte, unter denen auch etliche Eigenkreationen waren, lag ihr eigentliches Talent im »Smalltalk«. Denn hinter der Theke war sie verständnisvolle ZuhörerIn und motivierte Ratgeberin in einem. Manchmal sogar Problemlöserin. Sie hatte sich schon so manche Schicksalsschläge anhören müssen, die ihren Weg über Alkohol zu ihr fanden, statt nüchtern zur telefonischen Seelsorge. Bei manch dramatischer Story ihrer Kundschaft wurde ihr sogar bewusst, wie viel Glück sie trotz allem mit ihrem eigenen Leben hatte.

Für ihre Assistenz im Labor wurde ihr Wert aber weit höhergestuft, da ihre Forschung zum Wohle der Menschheit diente und auf eine breitere Masse angelegt war, so dass sich die Werte beider Tätigkeiten ergänzten. An den Wochenenden arbeitete sie zudem als Filmvorführerin im Kino Babylon in Berlin-Mitte, da der Pharmakonzern nur unter der Woche in Betrieb war und auch die Bar sonntags ihre Türen schloss.

Das Kino aus dem 20. Jahrhundert befand sich gleich neben der Volksbühne nur vier Stationen mit der U-Bahn von ihrer Wohnung entfernt. Diese Tätigkeit erforderte zwar ein wenig technisches Know-how, weil hin und wieder mitten im Film die Technik versagte, aber meist war nicht viel zu tun. Denn im digitalen Zeitalter wurden die Filme unkompliziert über Rechner abgespielt und nicht mehr in Bild und Ton getrennten Filmrollen. So konnte sie sich in dem kleinen Vorführraum zurücklehnen, die müden Beine vom langen Stehen in der Bar hochlegen, wenn niemand anwesend war, und ein paar neue oder alte Filme schauen, wozu sie sonst nie die Zeit fand.

Dank der drei Jobs schaffte sie es, ihren sozialen Wert aufrechtzuerhalten, um mit ihrer schwerkranken, arbeitslosen Mutter über die Runden zu kommen. Doch, wenn sie bald die Leitung des Labors übernahm, konnte sie diesen Job hier endlich an den Nagel hängen und sich auf ihre Karriere als Wissenschaftlerin fokussieren. Die Zeit mit Susan würde ihr zwar fehlen, sonst aber nichts in diesem Saftladen. Keine lästigen Gaffer mehr, keine geschwätzig Besoffenen, keine traurigen Schicksalsstorys, kein lächerliches Kostüm. Nur noch ihre große Leidenschaft: die Forschung.

Was für herrliche Aussichten. Endlich nahm ihr tristes Leben eine positive Wendung.



KAPITEL

5

Mit dunklen Augenringen, die trotz einer aufgefrischten Schicht Concealer nicht zu verbergen waren, warf Amalia den Laborkittel über ihre Alltagskleidung. In dem kalten Weiß sah sie noch blasser aus als ohnehin schon. Ihre von der Perücke plattgedrückten Haare band sie zu einem engen Zopf zusammen, so dass sie ihr nicht ins Gesicht fielen.

Während sie ihren Drama Queens Rucksack in einem der aneinandergereihten Schließfächer verstaute, vernahm sie ein leises Tuscheln aus der Ecke. Ein kurzer Blick über die Schulter, und sie erkannte Nicolette mit zwei Kolleginnen am Ende der Umkleidekabinen. Sofort beendeten die drei Frauen ihre Unterhaltung, deren scannende Blicke schon eine Weile auf ihr ruhten. Es war offensichtlich, dass über sie geredet wurde.

»Hallo allerseits!«, sagte Amalia bewusst laut in die Runde, obwohl ihr gar nicht danach war. Aber sie wollte nicht zeigen, dass das Getuschel eine Wirkung auf sie hatte.

Die Frauen wechselten vielsagende Blicke, begrüßten Amalia mit einem stummen Nicken und verließen dann genauso stumm den Raum. Nicolette warf ihr noch ein listiges Lächeln zu, bevor sie als Letzte die Tür hinter sich schloss.

Amalia kannte sie mittlerweile gut genug, um zu erraten, dass sie wieder irgendwelche Gerüchte in die Welt gesetzt hatte. Und es war sonnenklar, wer dieses Mal ihr Opfer war.

Zurück im Labor ging sie sogleich an die Arbeit. Im Gegensatz zu ihren Kollegen, die die ersten zwanzig Minuten des Arbeitstages damit verbrachten, belangloses Zeug bei einer Tasse Kaffee auszutauschen, nahm sie ihren Job und das ihr von Professor Hubert entgegengebrachte Vertrauen ernst. Kaffeetrinken und Smalltalk zählten nicht zu ihren Aufgaben.

Sie stellte ein Fläschchen mit hellblauem Pulver heraus, um es gleich in den Erlenmeyerkolben zu geben, der auf einer Ceranplatte über einem Bunsenbrenner befestigt war. Anschließend griff sie nach dem Glasbehälter mit der durchsichtigen Schwefelsäure, die sie dazu nutzen wollte, um mit dem bläulichen Kupferhydroxid Kupfersulfat herzustellen. Doch ein zweiter Blick auf den Behälter zeigte ihr, dass kaum noch Inhalt vorhanden war.

In der Vitrine hinter ihr war trotz längerer Suche keine Ersatzflasche mit Schwefelsäure zu finden. Ihr Praktikant Igor, der eigentlich für Nachschub sorgte, war nicht in Sichtweite, also beschloss Amalia, selbst ins Lager zu gehen.

Trotz der Deckenbeleuchtung war es düster und kühl hier drin. Und weil die Luft im Raum spärlich war, ließ Amalia die Tür des Lagers einen Spalt offen.

Ganze zehn Minuten stöberte sie in den verschiedenen Kisten herum und ärgerte sich, dass niemand daran gedacht hatte, die Pakete zu beschriften. So blieb ihr nichts anderes

übrig, als jedes einzelne Paket zu öffnen, bis sie in der vorletzten Kiste die gewünschte Flasche fand.

Sie knipste das Licht aus und wollte schon hinaustreten, als aus dem Gang eine unbekannte Männerstimme erklang.

»Wie, sie wurde befördert? Die ist doch noch gar nicht so lange hier«, äußerte der glatzköpfige Mann im Vorbeigehen.

Amalia konnte ihn durch den Türspalt erkennen. Aus einem inneren Impuls heraus blieb sie bewegungslos im Lager stehen.

»Ihr Wert ist auch nicht hoch genug für diese Position«, ergänzte er missbilligend.

»Das ist es ja eben«, erwiderte die Frau mit dem Kurzhaarschnitt neben ihm. »Wenn überhaupt, hat es wohl Jill verdient, befördert zu werden. Die arbeitet hier schon seit fünf Jahren.«

Amalia beobachtete die beiden aus ihrem Versteck. Sie trugen Anzüge und mussten aus der kaufmännischen Abteilung sein. Vermutlich waren sie gerade auf dem Weg zur Cafeteria.

So schnell können sich Neuigkeiten verbreiten, dachte sie und bereute sehr, Nicolette von der Beförderung erzählt zu haben. Sie hätte es besser wissen müssen.

»Ich will mir gar nicht vorstellen, was sie dafür tun musste«, fügte die Kurzhaarige mit einem Ausdruck von Ekel im Gesicht hinzu.

»Na, das liegt klar auf der Hand.« Der Glatzkopf grinste.

»Echt widerlich, wozu manche Frauen bereit sind, nur um ihren Wert zu steigern.«

Amalia konnte nicht glauben, was sie da hörte. Schockiert trat sie einen Schritt zurück, als die beiden die Tür zum Lager erreichten.

»Anscheinend funktioniert es ja«, kommentierte der Glatzkopf mit einem unveränderten Grinsen.

Seine Kollegin überhörte seinen Kommentar und schüttelte entsetzt den Kopf. »Der Prof könnte ihr Vater sein.«

»Ihn hat das bestimmt nicht gestört.« Er lachte, als sie um die Ecke verschwanden.

Endlich trat Amalia hinter der Tür hervor. Mit halboffenem Mund starrte sie eine Weile in den verlassenem Korridor.

Zwei Jahre hatte sie an ihrem guten Ruf bei Mayer & Wenzler gearbeitet, und innerhalb von wenigen Stunden war er ruiniert.

»Haben Sie kurz Zeit für mich?«

Professor Hubert blickte hinter seinem Schreibtisch auf und rückte seine Brille gerade. Als er Amalia erkannte, nickte er freundlich.

»Haben Sie Ihre K.-o.-Tropfen schon getestet?« Mit einer Handbewegung gab er ihr zu verstehen, sich auf den freien Stuhl vor seinem Schreibtisch zu setzen, doch sie blieb an der Bürotür stehen.

»Ja. Die Wirkung des GHB tritt nach circa fünfzehn Minuten ein und hält je nach Dosis einige Stunden an. In dieser Zeit ist man physisch außer Gefecht gesetzt, obwohl man mental noch durchaus bei Bewusstsein ist.« Er nickte, während sie hinzufügte: »In Verbindung mit Alkohol erhöht sich sowohl die Wirkung als auch die Gefahr einer Atemlähmung rapide.«

Mit einem symbolischen Händeklatschen lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück. »Ich sollte mir ein kleines Fläschchen von Ihnen geben lassen. Nur für den Notfall, versteht sich.« Er lachte.

Sie blickte mit einem gequälten Lächeln zu Boden, kam dann zwei Schritte näher. »Ich wollte aus einem anderen Grund mit Ihnen sprechen.«

Der Professor schaute sie erwartungsvoll an.

»Ich habe mir noch einmal über Ihr großzügiges Angebot Gedanken gemacht und ...«, sie unterbrach sich, dann fügte

sie nach einer kurzen Pause zögerlich hinzu: »... und muss Ihnen leider absagen.«

Der Professor runzelte die Stirn. »Nun kommen Sie doch erst einmal von der Tür da weg.« Er bedeutete ihr erneut, sich hinzusetzen, sie blieb jedoch vor seinem Schreibtisch stehen.

»Warum haben Sie Ihre Meinung so plötzlich geändert?«

Es fiel ihr schwer, auf diese Frage zu antworten, zumal ihr die Erklärung selbst missfiel. Sie holte tief Luft, bevor sie es aussprach: »Weil ich die leitende Position zum jetzigen Zeitpunkt nicht verdient habe.« *Und weil ich sonst ein Team von Kollegen leiten muss, die mich nicht mehr respektieren*, dachte sie insgeheim.

Professor Hubert öffnete den Mund, doch sie übernahm schnell wieder das Wort. »Danke nochmal für Ihr Vertrauen in mich. Ich komme sehr gerne in Zukunft auf Ihr Angebot zurück.«

Ohne auf seine Antwort zu warten, eilte sie zur Tür.

»Sollten Sie es sich anders überlegen ...«

»Ich habe es mir bereits überlegt«, sagte sie, bevor der Professor den Satz zu Ende bringen konnte, und schaffte es noch rechtzeitig aus seinem Büro, ehe ihre Augen feucht wurden.

Tränenblind taumelte sie zum Aufzug. Ein Kollege aus dem Labor kam ihr entgegen. Schnell drehte sie den Kopf zur Seite und wischte sich mit dem Handrücken über die Wangen.

Hatte sie das gerade wirklich getan? Das war doch die Chance gewesen, auf die sie so lange gewartet hatte.

Am Aufzug angekommen, überlegte sie es sich anders und bog ins Treppenhaus ab. Das Letzte, was sie jetzt brauchte, war es, weiteren Kollegen zu begegnen. Die Treppen nutzte hingegen niemand, wenn es keinen Notfall gab.

Kaum war sie einige Stufen hinuntergestiegen, merkte sie, dass ihre Kraft nachließ. Erschöpft sank sie auf eine der Stufen

und schlug die Hände vor das Gesicht. Obwohl ihr Schluchzen durch die Stockwerke bis zur Decke schallte, konnte keiner sie hören, und so ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf.

Was hast du nur getan?, dachte sie immer wieder.

Sie schloss die brennenden Augen und wartete einige Minuten, bis sich ihr Atem endlich beruhigte. Langsam rieb sie sich die letzte Träne von den schweren Lidern und legte den Kopf in den Nacken. Wie hypnotisiert schaute sie nach oben, als sei nicht etwa eine kahle graue Decke über ihr, sondern der freie Himmel.

Ich werde euch allen beweisen, dass ich mehr wert bin, als ihr glaubt, gab sie sich selbst ein stummes Versprechen.

Ein hoffnungsvolles Lächeln legte sich um ihre Mundwinkel. Sie holte tief Luft, sammelte ihre ganze Kraft und stand auf.



KAPITEL

6

Die Apothekerin war Mitte vierzig und musste zu Amalia hochschauen, die geduldig vor der Theke wartete.

»Tut mir leid, Miss Thomson, wir haben kein Tilidin mehr vorrätig. Sollen wir es für Sie bestellen?«

»Wann könnte ich das Medikament denn abholen?«

Die Frau tippte etwas auf dem Computer ein: »Morgen früh wäre es hier.«

Das war zu spät.

»Haben Sie eine Alternative da?«

»Morphin«, antwortete die Apothekerin. »Aber das darf ich ohne ein ärztliches Rezept nicht verschreiben. Das gilt leider auch für die Mitarbeiter des Konzerns.«

Amalia seufzte enttäuscht. Dass sie Rayas Medikamente aus der hauseigenen Apotheke von »Mayer & Wenzler« besorgte, hatte nicht nur mit Bequemlichkeit zu tun, denn sie befand sich im selben Gebäude wie das Labor, sondern man kannte Amalia hier schon gut genug, um ihr keine unnötigen

Fragen zu stellen. Die Angestellten wussten, dass sie für den Konzern tätig war.

Natürlich hatte sie schon oft darüber nachgedacht, die schmerzlindernden Tabletten für ihre Mutter im Labor selbst herzustellen, um ihren ohnehin schon geringen Wert nicht auch noch dafür eintauschen zu müssen, doch das wäre mit Sicherheit irgendwann aufgefallen und hätte Konsequenzen nach sich gezogen.

»Wie geht es Ihrer Mutter mittlerweile?«, fragte die Apothekerin leise.

Amalia hatte sich ihr einmal anvertraut, als diese sie besorgt auf die Folgen einer Medikamentenabhängigkeit hingewiesen hatte, weil sie davon ausgegangen war, dass Amalia die Tabletten selbst einnehmen würde.

»Sie schlägt sich tapfer durch«, antwortete sie bedrückt.

Ein pharmazeutisch-technischer Assistent, der seinen langen Hals noch weiter reckte, um in den Regalen hinter ihnen nach einem Medikament für einen Kunden zu suchen, wurde hellhörig und blieb noch eine Weile, mit dem Rücken zu ihnen gekehrt, am selben Fleck stehen.

»Aber ohne die Tabletten geht es leider nicht«, gestand Amalia.

Ihr missfiel es, ihre Mutter mit Schmerzmitteln vollzupumpen, zumal diese schon eine Abhängigkeit entwickelt hatte. Doch es ging nicht anders. Der Krebs in Rayas Lungen war schon zu weit fortgeschritten.

Die Apothekerin kaute an ihrer Unterlippe. »Ich schaue mal hinten, ob die neue Lieferung schon da ist.«

Amalia lächelte sie dankbar an. Der langhalsige PTA eilte gerade zu seinem Kunden zurück und reichte ihm die Packung, ohne viele Worte zu verschwenden.

»Sind Sie sicher, Miss Thomson, dass Sie ein so starkes Medikament wie Morphin benötigen?«

Amalia drehte sich abrupt um und blickte in das schmale Gesicht des Angestellten, der unerwartet aufgetaucht war. Dieser Mann war ihr noch nie sympathisch gewesen, weshalb sie es auch vermied, von ihm bedient zu werden.

»Sie machen gar keinen kranken Eindruck auf mich«, fuhr er fort, während er seine schmale Brille auf der Nasenspitze hochschob, um sie besser zu erkennen.

Amalia starrte ihn stumm an, dann fand sie endlich ihre Sprache wieder. »Ich, äh, ich brauche sie nur manchmal vor dem Einschlafen«, erläuterte sie, um keinen Verdacht zu erregen. »Die Arbeit hier kann ziemlich anstrengend sein.«

Der hagere Verkäufer durchlöcherte sie weiterhin mit seinen Schlitzaugen. Offensichtlich glaubte er ihr nicht.

»Mit der richtigen Dosierung kenne ich mich ja aus«, fügte sie daher hinzu.

Er schwieg.

Sie überlegte, ob es besser wäre, wegzugehen, bevor sie sich noch mehr um Kopf und Kragen redete. Intuitiv griff sie nach ihrer Tasche, während er etwas im Computer eingab.

»Wie ich in unserem System sehe, waren Sie letzte Woche schon wegen dem Tilidin hier«, fuhr er fort. »So wie schon die Wochen davor.« Ein hinterlistiges Lächeln zeichnete sich auf seinem langen Gesicht ab. Sie verstand seine Anspielung und Nervosität breitete sich in ihr aus.

»Sie müssen mich mit meinen Kollegen verwechseln. Im weißen Kittel sehen wir alle gleich aus, nicht?«, murmelte sie kaum hörbar.

»Nein, nein. Ich kann mir Gesichter sehr gut merken.« Er zeigte seine gelbverfärbten Zähne. »Ich erinnere mich sogar an Ihre Mutter, die Sie einmal begleitet hat.«

Das war ein Bluff. Raya war nie hier gewesen. Er wollte ihr damit nur zu verstehen geben, dass er eins und eins zusammengezählt hatte.

Amalia versuchte, ihre Angst mit einem Lächeln zu überspielen. Gerade rechtzeitig kam die Apothekerin zurück. Ihr Mitarbeiter trat sofort zur Seite und tat so, als suche er nach etwas in den Regalen.

»Leider ist die neue Lieferung noch nicht eingetroffen«, sagte sie mit bedauerndem Blick. »Aber zwei Blocks weiter gibt es ja noch eine Apotheke. Soll ich da mal anrufen?«

»Nein, danke! Ich komme da sowieso vorbei.« Amalia wollte nur so schnell wie möglich hier weg.

Die Klingel an der Tür ertönte. Eine ältere Dame mit Pudel an der Leine trat ein.

»Ihrer Mutter noch gute Besserung!«, flüsterte die Apothekerin Amalia zu, bevor sie auf die neue Kundin zuging.

Amalia schnappte sich ihre Tasche von der Ablagefläche. Kaum hatte sie sich zum Gehen gewandt, erklang schon die scharfe Stimme des PTAs: »Miss Thomson ...«

Notgedrungen drehte Amalia sich zu ihm um.

»Darf ich Sie noch auf unser Sonderangebot aufmerksam machen?«

Überrascht hob sie die Brauen. Was beabsichtigte dieser Mann? Er warf einen kurzen Seitenblick zu seiner Kollegin, die mit der älteren Dame in ein Gespräch vertieft war, und zog dann eine Tablettenpackung aus einer Schublade heraus.

Amalia beobachtete ihn dabei, wie er den Inhalt hinter der Theke herausholte und ihr die leere Packung zuschob.

»Für Ihre Mutter mit meinen besten Empfehlungen.«

Sein Grinsen weckte tiefe Abscheu in Amalia, doch sie wusste, dass ihr keine andere Wahl blieb. Sie biss die Zähne zusammen, um ihre Wut zu unterdrücken. Es half nichts, sie musste mitspielen, um nicht noch verdächtiger zu wirken.

»Was ist die Packung wert?«

»Was ist SIE Ihnen denn wert?«, flüsterte er, so dass die zwei Damen nebenan ihn nicht hörten.

Dieser Mistkerl spielte doch tatsächlich auf Rayas Wert an. Amalia wäre ihm am liebsten an die dünne Gurgel gesprungen.

Die Lippen fest zusammengepresst, hielt sie ihm ihre linke Hand entgegen. Er tippte etwas im dreistelligen Bereich auf dem Controller und scannte den Chip auf ihrer Handinnenfläche. Dann steckte er die leere Packung in eine Tüte und streckte sie ihr mit einem zufriedenen Funkeln in den kleinen Schlitzaugen entgegen.

»Besuchen Sie uns doch bald wieder!«



KAPITEL

7

Das Shuttle Center »Chicago O' Hare« – vor fast zweihundert Jahren noch unter gleichem Namen als International Airport genutzt – war wie immer um die Abendzeit überfüllt. Die meisten waren auf dem Weg nach Hause oder gingen erst zur Arbeit, wenn sie eine Spätschicht hatten.

Amalia war eine der wenigen, die nicht nur zwei, sondern gleich drei Jobs nachging, und das sieben Tage die Woche. Sie beneidete all diejenigen, die so etwas wie ein Privatleben besaßen. Sie wusste gar nicht mehr, wie es sich anfühlte, etwas für sich selbst zu tun, einfach so aus Spaß, weil einem danach war, und nicht, weil man es musste.

Sonntags, an ihrem einzig halbfreien Tag, war sie meist so erschöpft vom wenigen Schlaf unter der Woche, dass sie zu gar nichts mehr Lust hatte, außer die Stunden im Bett zu verbringen. Aber selbst das blieb ihr oft verwehrt, da sie vor ihrer Abendschicht im Kino den Verpflichtungen nachgehen musste, für die sie sonst keine Zeit fand – wie Einkäufe zu erledigen

oder Ärzte für ihre Mutter aufzutreiben, die zu Hausbesuchen bereit waren. Und vor allem dazu, eine Patientin zu behandeln, die nicht mit ihrem eigenen Wert zahlte. Das war laut dem neuen Gesetz von 2208 illegal.

Die Regierung sorgte strikt dafür, dass jeder für die Aufrechterhaltung seines Social Values selbst verantwortlich war. Sie nannten es: »*Die soziale Pflicht eines jeden Weltbürgers*«. Für einen anderen zu sorgen, der selbst nicht zur gesellschaftlichen Stabilität beitrug, galt als strafbar. So gesehen handelte Amalia schon seit einem Jahr illegal, da sie allein für die Lebenskosten von sich und Raya sorgte. Zudem musste sie ihre Merits regelmäßig für die hochwertigen Medikamente eintauschen, die Raya gegen ihre Schmerzen benötigte. Dass sie sich damit strafbar machte, war ihr egal, denn Raya war für sie der wichtigste Mensch im Leben.

Sie hatte vor langer Zeit mit ihrer Mutter ausgemacht, dass diese ihre verbliebenen Merits gegen nichts mehr eintauschte, um einen konstanten sozialen Wert zu halten und der Regierung nicht negativ aufzufallen. Raya hatte schon genug von ihrem Wertekonto für die Strahlentherapie hergegeben, und der Krebs war dennoch zurückgekehrt. Er klebte an ihr wie ein unerwünschtes Muttermal im Gesicht.

Völlig gedankenverloren blickte Amalia auf die elektronischen Türen des Space Shuttles vor sich, durch die gerade eine pummelige Frau mit einem Kleinkind an der Hand hindurchging.

Es war nur Kindern bis zum Eintritt in die Pubertät erlaubt, gemeinsam mit einem Elternteil das Space Shuttle zu betreten, da diese noch keinen eigenen sozialen Wert besaßen. Diese Ausnahme galt auch für Leute höheren Ranges, wie Regierungsoberhäuptern, die stets zum eigenen Schutz mit ihren Leibwächtern unterwegs waren, sowie für Kriminelle, die von einem Keeper begleitet wurden, um sicherzustellen,

dass sie nicht flohen. Alle anderen durften sich nur allein von einem Ort zum anderen teleportieren.

Da in den implantierten ID-Chips alle Informationen über ihre Besitzer aufgezeichnet und in der UP-Cloud gespeichert wurden, konnte so durch die Benutzung der Space Shuttles die Identität und der Aufenthaltsort der Personen immer nachverfolgt werden. Das machte den Besitz von Reisepässen, Führerscheinen sowie anderen persönlichen Dokumenten schon seit langer Zeit überflüssig. Auch ohne Grenzen gab es durch das Chipverfahren kaum einen Ort auf der Welt, an dem man sich vor der Regierung verstecken konnte. Jede Reise, jeder Restaurantbesuch, selbst jede Nutzung einer öffentlichen Toilette wurde dokumentiert, was laut Angabe der Regierung der Sicherheit aller Bürger diene.

»Verhalten Sie sich der Norm konform und Sie haben nichts zu befürchten. Aber wehe dem, der gegen unsere Regeln verstößt! Dann finden wir Sie überall«, lautete die staatliche Devise.

Die Türen des Shuttles schlossen sich vor ihr. Amalia wartete geduldig, bis sie an der Reihe war, und begann zu zählen.

Exakt sechzig Sekunden würde es dauern, bis sich die Türen wieder öffnen würden und sie hineintreten konnte. Dieser Rhythmus war ihr in Fleisch und Blut übergegangen.

Doch plötzlich mischte sich ein anderer, fremder und zugleich vertrauter Rhythmus dazu. Es war der gleichmäßige Takt, mit dem die Stiefelsohlen den Boden berührten, der Amalia aus ihrer Zählerei riss und zur Seite blicken ließ.

Ein Stück weiter marschierte eine Gruppe von vier grün uniformierten Keepern, die einen schlanken, hochgewachsenen Mann im maßgeschneiderten Anzug umringten. Zwei vor ihm jeweils an beiden Seiten, zwei hinter ihm.

Der attraktive Anzugträger war nach ihrer Schätzung Anfang dreißig. Sie konnte sein Gesicht zwar aus der Ferne nicht genau erkennen, doch er kam ihr bekannt vor. Wahrscheinlich

aus den Medien. Seiner aufrechten Haltung sowie der ganzen Aufmachung nach zu urteilen, war er einer von der Regierung. Sein aschblondes Haar, das in einem perfekten Mittelscheitel in glatten Strähnen halb über seine Ohren fiel, sowie sein bordeauxfarbener Anzug, der einen Kontrast zu seiner bleichen Porzellanhaut bildete, verliehen ihm fast schon etwas von einem lebenden Vampir.

Interessiert beobachtete Amalia den Aufmarsch. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt dabei dem unbekanntem Schönling, dessen makellostes Profil umso perfekter erschien, je näher er kam.

Dann passierte das Unmögliche.

Im gleichen Augenblick, als sich die Türen des Space Shuttles vor ihr öffneten und sie sich abwenden wollte, um einzutreten, drehten sich die vier Keeper in ihre Richtung. Als sie in das Gesicht des vordersten schaute, blieb sie wie angewurzelt stehen.

Es dauerte nur drei Sekunden, bis sie ihn erkannte. Weitere zwei Sekunden, bis sie begriff, dass er es tatsächlich war, und nur eine Sekunde, bis sie aus der Warteschlange ausbrach und auf ihn zurannte.

Völlig verwundert über Amalias stürmische Umarmung, wusste der Mann erst einmal nicht, wie ihm geschah. Er wirkte so überrascht, dass auch alle anderen Keeper einen Moment stehen blieben und sie irritiert anstarrten, bis einer von ihnen ihren Arm ergriff, um sie von seinem Kollegen zu lösen. Doch sie hatte sich so fest an ihn geklammert, dass es dem Keeper nicht gelang. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit wollte er aber offensichtlich keine Gewalt einsetzen.

Wie konnte das bloß möglich sein? Sie traute ihren eigenen Augen nicht. Machte ihr Verstand ihr etwas vor? War das eine Halluzination?

Nein! Sie hätte sein Gesicht auch nach weiteren zehn Jahren wiedererkannt.

»Papa!«, flüsterte sie schließlich mit zittriger Stimme und drückte ihn fester an sich.

Der Mann löste sich widerwillig aus ihrer Umarmung, packte sie an den Schultern und schubste sie von sich weg.

Völlig entgeistert schaute Amalia ihm direkt in die Augen. Das Lächeln auf ihren Lippen erlosch.

»Kennst du diese Frau?«, fragte der Keeper neben dem Mann trocken. Dieser musterte sie länger, schüttelte dann ausdruckslos den Kopf.

»Es muss eine Verwechslung vorliegen«, fügte der Keeper an Amalia gerichtet hinzu. »Dürfen wir Sie bitten, wieder zu gehen?« Er griff nach Amalias Arm, um ihr zu zeigen, dass ihre Präsenz nicht erwünscht war. Aber sie ließ sich weder von seiner Uniform noch dem Druck an ihrem Arm einschüchtern.

Ihre Gedanken überschlugen sich.

Kann es wirklich sein, dass er das ist?

Er müsste doch tot sein.

Ist es vielleicht nur ein Doppelgänger?

Jemand, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht?

Aber diese sanften kastanienbraunen Augen konnte sie doch nicht verwechseln. Trotz seiner zusammengezogenen Brauen, die ihm eine ungewohnte Strenge verpassten, trotz der tiefen Falten und dem unüblichen Vollbart, konnte es keine Täuschung sein. *Oder doch?*

Ein dritter Keeper näherte sich ihr, während der vierte sich schützend vor den jungen Mann im Anzug stellte, dessen Anwesenheit sie schlagartig vergessen hatte. Dieser starrte Amalia mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen an, als hätte er selbst einen Geist vor sich.

»Wir begleiten Sie gerne hinaus!«, mischte sich der dritte Keeper ein, während er Amalias anderen Arm ergriff, was seiner höflichen Anrede überhaupt nicht gerecht wurde.

Sie blickte zwischen den beiden Fremden hin und her, die sie wie eine Kriminelle umzingelt hatten. Einige Passanten und wartende Passagiere schauten in ihre Richtung. Zwar verhielten sich die Keeper möglichst diskret und unauffällig, dennoch hatten sie unfreiwillig alle Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

Verzweifelt suchte Amalia erneut den Blickkontakt mit dem Mann, den sie für ihren Vater hielt. Er stand regungslos da und erwiderte ihr stummes Flehen mit solch einer Eiskälte in den Augen, dass sie wieder zu zweifeln begann.

»Nun gehen Sie endlich!«, sprach er schließlich zum ersten Mal.

Sie wunderte sich über den schroffen Tonfall, den sie von ihrem Vater nicht gewohnt war. Doch die Stimme war seine. Sie hatte sie trotz all der Jahre seiner Abwesenheit nicht vergessen. Das war ein Zufall zu viel.

Nein! Sie musste sich davon überzeugen, ob er das tatsächlich war. Vorher würde sie keinen Schritt hier weggehen.

Sie fasste ihren Entschluss binnen Sekunden, riss sich aus den Griffen der beiden Keeper los, packte die rechte Hand des verblüfften Mannes und drehte sie mit der Handfläche nach oben.

Da war sie, die Brandwunde, die er sich an ihrem siebten Geburtstag zugezogen hatte, um sie von dem kochend heißen Wasser fernzuhalten. Beinahe hätte es sich über sie ergossen, wenn er nicht ruckartig dazwischen gegangen wäre.

Sie verzog ihre Mundwinkel zu einem bitteren Lächeln. In dem Moment der Erkenntnis, dass ihr Vater tatsächlich am Leben war und sich nicht mehr an sie erinnerte, ergriffen die Keeper ihre Arme erneut und zogen sie, diesmal mit weit weniger Vorsicht, nach hinten.

»Papa, ich bin's, deine Malia«, rief sie ihm laut zu, doch sie suchte vergebens nach neuem Blickkontakt mit ihm.

»Führt sie ab!«, hörte sie seine vertraute Stimme noch einmal, bevor er ihr gleichgültig den Rücken zukehrte und sie ihrem Schicksal überließ. »Entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten, Herr Gouverneur!«, richtete er sich an den jungen Anzugträger. Dieser wandte seine stahlgrauen Augen noch immer nicht von Amalia ab, während sie gewaltsam von seinen Männern hinausgezerrt wurde, den neugierigen Blicken der anderen ausgesetzt.

Mehrere Male rief sie ihrem Vater noch verzweifelt hinterher, doch er würdigte sie keines weiteren Blickes mehr.

Amalia hatte sich auf dem ganzen Weg nach draußen krampfhaft gegen die Griffe der Männer gewehrt, die sie wie eine Schwerverbrecherin hinter sich hergezogen hatten. Jetzt schmerzten ihr die Arme vom wilden Hin- und Hergezerrte.

Sie wirkten völlig unbeeindruckt von ihren feuchten Augen, mit denen sie vergeblich um Verständnis bat. Einer der Keeper zog sie am Kragen ihres T-Shirts zu sich, als sie am Ausgang des Shuttle Centers abgesetzt wurde.

»Das wird noch Konsequenzen haben!« Er zog einen mobilen Scanner aus seiner Hosentasche und hielt ihre rechte Handfläche davor, um ihre Chipdaten zu speichern. Dann verschwand er mit seinem Kollegen im Inneren des Gebäudes.

Amalia stand wie in einer Schockstarre eingefroren da und blickte ihnen durch die Glastür hinterher. Einige Minuten rührte sie sich nicht vom Fleck, unfähig einen klaren Gedanken zu fassen. Sie hatte ihren eigenen Körper nicht mehr unter Kontrolle, so sehr zitterte sie, und das ganz ohne K.-o.-Tropfen. Ihr Kopf fühlte sich an, als hätte jemand ihre Gehirnzellen einmal komplett durcheinandergewirbelt.

Erst nachdem sie wieder imstande war, das soeben Geschehene zu begreifen, brach sie auf dem harten Asphalt zusammen.

Das gerade eben war wahrhaftig ihr Vater gewesen, von den Toten auferstanden. Oder war er nie tot gewesen?

Die kurze Vorfreude darüber, ihn lebend zu sehen, wurde blitzschnell zu purer Enttäuschung. Jetzt erst realisierte Amalia, dass sie ihn womöglich nie wiedersehen würde. Denn genau in diesem Augenblick konnte er sich schon in einem der Shuttles auf dem Weg irgendwo in der großen, weiten Welt befinden.

Sie wusste nicht, ob diese zufällige Begegnung ein Geschenk war oder eine Strafe.

Er hatte sie nicht erkannt.

Sie hatte IHN nicht erkannt.

Zwar sah er aus wie er, aber er war nicht wie er: Der Mann, den sie liebte und verehrte. Er war ein völlig Fremder und sie war eine Fremde für ihn.

Salzige Tränen flossen über ihre Wangen. Nicht so sehr aufgrund der Trauer, die sie empfand, ihn ein zweites Mal verloren zu haben, sondern mehr wegen der aufglühenden Scham in ihrer pulsierenden Brust. Denn sie verurteilte sich für ihren heimlichen Wunsch, ihr Vater wäre im Reich der Toten geblieben.



KAPITEL

8

Erst die verpasste Chance auf eine Beförderung, dann die sinnlose Entwertung in der Apotheke und jetzt auch noch das schmerzhaftes Zusammentreffen mit ihrem verschollenen Vater. Dieser Tag war offenbar verflucht.

Mit verweinten Augen stand Amalia, in ihren qualvollen Gedanken versunken, wieder in einer Warteschlange, als eine angenehme Tenorstimme ihr von hinten zuraunte: »Geht es Ihnen gut?«

Sie drehte sich abrupt um und schaute in das hübsche Gesicht eines jungen Mannes. Seine markanten Züge waren bei weitem nicht perfekt, verglichen mit denen des Anzugträgers, der ihr vorhin aufgefallen war, aber seine haselnussbraunen Augen und sein kurzes dunkelbraunes Haar verliehen ihm etwas Vertrautes. Er roch angenehm nach Aftershave. Ein Duft, der seine männliche Ausstrahlung betonte.

Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß, ohne es zu merken. Er war leger gekleidet. Ein schlichtes hellblaues Shirt, das nach

dem Waschen ganz offensichtlich nicht gebügelt wurde, und zerrissene Bluejeans. Sein braun gebrannter Teint erweckte den Anschein, als käme er gerade aus dem Urlaub zurück, aber vielleicht war das auch seine natürliche Hautfarbe. Seiner etwas zu groß geratenen Nase nach zu urteilen, durch die sein Äußeres jedoch keineswegs an Attraktivität einbüßte, konnte er Italiener, Grieche oder Spanier sein.

Seine hochgezogenen dichten Brauen vermittelten ihr, dass sie ihn etwas zu lange angestarrt hatte, und sie nickte eilig.

»War nur ein beschissener Tag.«

»Verstehe«, sagte er wie zuvor zwar auf Deutsch, aber mit einem ihr unbekanntem Akzent.

Sie warf ihm noch einen kurzen Blick zu, bevor sie sich wieder zum Shuttle drehte.

Woher kam er wohl? Deutsch war anscheinend nicht seine Muttersprache. Aber wer beherrschte heutzutage überhaupt noch mehr als eine Sprache, wo jeder doch einen Translator besaß?

Erneut hörte sie das Flüstern an ihrem Ohr. Diesmal war seine Stimme noch leiser als zuvor: »Mein Bruder wurde auch recycelt.«

Amalia erschrak bei diesen Worten. Natürlich hatte sie auch schon eins und eins zusammengezählt, um zu verstehen, dass ihr Vater einer Gehirnwäsche ausgesetzt worden war, aber die Worte jetzt so klar ausgesprochen zu hören, tat mehr weh als erwartet.

Langsam drehte sie sich wieder zu dem Fremden um und schaute ihn erwartungsvoll an. Über dieses Thema wurde nie laut gesprochen. Schon gar nicht mit Fremden. Es war ein allgemein bekanntes Tabu. Dass dieser junge Mann nun aber ohne lange Überlegung sie darauf ansprach und ihr noch gestand, selbst einen recycelten Angehörigen zu haben, machte sie sprachlos.

»Vor drei Jahren«, fuhr er fort, als wäre es der selbstverständlichste Gesprächsstoff. »Es war ein schwüler Sonntag, wir wollten zusammen schwimmen gehen, da hat es plötzlich an der Tür geklopft. Zwei Uniformierte kamen rein. Haben gefragt, wo er steckt, das ganze Haus durchsucht, ihn mit Elektroschocks gefügig gemacht und ohne weitere Erklärung rausgetragen.«

Er machte eine kurze Pause und schaute in die Richtung, wo die Keeper vorhin Amalia festgehalten hatten. »Das war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen hab«, beendete er seine Geschichte.

Sie betrachtete ihn mitfühlend. Die Tatsache, dass ein völlig Fremder ihr seine eigene Erfahrung anvertraute, rührte sie.

Warum tat er es? Suchte er Trost bei ihr, in der Hoffnung, sie könnte seine Not nachvollziehen, wo sie selbst davon betroffen war? Oder versuchte er, sie zu trösten?

»Das tut mir leid«, murmelte sie und hätte ihm am liebsten die Hand auf die Schulter gelegt, als Zeichen der Sympathie.

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Schon ok, ich hab mich damit abgefunden. Der kleine Hitzkopf hatte sich sein Schicksal ja praktisch heraufbeschworen.«

Amalia zog die Brauen zusammen. Was meinte er denn damit?

Als könnte ihr neuer Bekannter ihre Gedanken lesen, beantwortete er ihre Frage, ohne dass sie gestellt wurde: »Er hat ständig mit seinen Kumpels gegen die Regierung demonstriert. Hat keinen Hehl aus seinen Ansichten gemacht und es riskiert, erwischt zu werden.« Seine haselnussbraunen Augen funkelten. »Ich hab ihn dafür immer bewundert.«

Der Stolz in seinem Blick wandelte sich zu Trauer. »Jetzt wünschte ich mir, ich wäre schlau genug gewesen, ihn davon abzuhalten.«

Amalia wandte betroffen den Blick ab.

Was sagte man in so einem Moment? Gab es überhaupt die richtigen Worte? Mein Beileid? Wie bei einem Todesfall? Das traf es sogar fast.

»Und die Ironie des Ganzen ist ...«, sprach er nach der kurzen Pause weiter, »jetzt arbeitet er für diese Schweine. Nur weiß niemand wo und für wen genau.« Er stieß einen tiefen Seufzer aus und schüttelte dabei den Kopf, als könnte er es selbst nicht fassen.

»Das ist ja furchtbar«, meinte Amalia betroffen.

Er zuckte mit den Schultern. »Mittlerweile will ich gar nicht mehr wissen, wo er steckt. Wozu auch? Er ist doch eh nicht mehr derselbe.«

Amalia blickte automatisch in die Richtung, wo zuvor ihr Vater gestanden hatte. Der junge Reisende bemerkte es.

»Es ist besser, wenn wir sie in unserer Erinnerung behalten, wie wir sie kannten.«

Wieder hatte er ihre Gedanken gelesen. Tränen füllten ihre Augen. Sie schaffte es nur mit Mühe, sie zurückzuhalten. Zögernd legte er ihr eine Hand auf die Schulter, so wie sie es vorhin hatte tun wollen.

»Tut mir leid, dass es Ihnen nicht erspart geblieben ist.«

Amalia wich seinem Blick aus und so zog er seine Hand zurück. Eigentlich wollte sie etwas sagen, um die Unterhaltung fortzuführen, doch der Kloß in ihrem Hals hinderte sie daran. Die Warteschlange bewegte sich derweilen stetig nach vorn.

In den folgenden Minuten schwiegen sich die beiden einvernehmlich an, bis nur noch zwei Passagiere vor Amalia standen.

Bald würden die Türen des Shuttles sie für immer trennen, ging es ihr schlagartig durch den Kopf. Sie wollte sich zu ihm umdrehen und etwas sagen, wie »Danke für die tröstenden Worte«, aber ihre Unsicherheit hielt sie davon ab. Dennoch

bedauerte sie es jetzt schon. Männer wie ihn traf man nicht alle Tage.

Nein, das stimmte nicht. Sie war noch nie so einem aufgeschlossenen Mann begegnet. Sie wollte mehr über ihn erfahren, aber das konnte sie ihm wohl kaum sagen, zumal sie überhaupt kein Wort herausbekam.

Er stand nervös da, starrte auf ihren Hinterkopf und kaute an seiner Unterlippe herum. Schließlich holte er einmal tief Luft und beugte sich zu ihr nach vorn.

»Es ist jetzt wohl nicht ganz angebracht ...«, flüsterte er ihr wieder ins Ohr, »... aber würden Sie mit mir essen gehen?«

Ein erleichtertes Lächeln breitete sich auf Amalias Gesicht aus. Sie versuchte, ihre Freude zu unterdrücken, bevor sie sich zu ihm drehte, um das Offensichtliche nicht noch offensichtlicher zu machen.

Er blickte ihr tief in die Augen, ganz anders als er sie zuvor noch angeschaut hatte. »Ich fände es sehr schade, wenn Sie gleich durch diese Tür für immer verschwinden.« Er kratzte sich etwas verlegen am Kopf.

Amalia konnte ihr Lächeln nicht mehr unterdrücken, denn er sprach ihr aus der Seele. Sie merkte gar nicht, wie schnell ihr die Worte »Das fände ich auch« über die Lippen kamen.

Einen Moment lang schauten sie sich schweigend an. Es war, als hätten sie trotz der wenigen Minuten, die sie einander kannten, einen Seelenverwandten gefunden.

Eine Bewegung direkt neben ihr lenkte sie ab. Der Mann vor Amalia betrat den Shuttle, so dass sie als Nächste an der Reihe war.

»Und wann?«, fügte sie hastig hinzu, aus Angst, die Zeit könnte nicht mehr ausreichen.

»Jetzt gleich?«

Amalia schmunzelte. Mit dieser Antwort hatte sie nicht gerechnet.

»Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen«, zitierte er ein schon in Vergessenheit geratenes Sprichwort. »Ist der Lieblingsspruch meines Bruders. Besser gesagt, war er's mal«, korrigierte er sich selbst.

Amalia dachte eilig nach. In Berlin war es schon nach Mitternacht und sie musste um acht wieder auf den Beinen sein, um es zu ihrer Schicht in der Bar zu schaffen. Aber gut, dieses eine Mal würde sie die kurze Schlafdauer bestimmt nicht umbringen.

»Ich muss in einer Stunde nach Hause, um für meine Arbeit morgen früh fit zu sein«, äußerte sie ihre Gedanken laut.

Der junge Mann grinste breit und eine leichte Lücke zwischen den beiden Schneidezähnen kam zum Vorschein, die sie zuvor nicht bemerkt hatte, so sehr hatten seine Augen sie in ihren Bann gezogen.

Gott sei Dank, er ist doch nicht ganz makellos, dachte sie erleichtert.

»Das kriegen wir hin!«, sagte er zuversichtlich. »Ich kenne da einen ausgezeichneten Italiener, der bereitet die beste Pasta auf dem ganzen Globus in nur fünfzehn Minuten zu und hat die komplette Nacht geöffnet.«

»Perfekt!«, kommentierte sie strahlend.

Der Tag schien doch nicht verflucht zu sein, wie sie nach den ganzen Vorfällen zuerst angenommen hatte.

Nach Regen folgt Sonnenschein. Da war etwas Wahres dran.

Ein wohliges Gefühl machte sich in ihr breit, während eine innere Stimme ihr verriet, dass diese flüchtige Bekanntschaft nicht bloß Zufall war, sondern Schicksal.